UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Die Welt und mein Auge.

Zweiter Theil.

Gedruckt
bei
Landerer und Heckenast in Pesth.

P2116w

Die Welt und mein Auge.

Novellen

von

Betty Paoli.

27735.
15/6/93.

Zweiter Band.

Pesth, 1844.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite.

Honorine 1

Aus den Papieren eines deutſchen Arztes 122

Schuld und Sühnung 209

Honorine.

Dans le cuivre et le plomb diamant enchasse
Que Dieu laissa tomber sur la route des anges
Et que l'impie a ramassé!

Lamartine.

Unter den jungen Malern, die den Ruhm deutscher Kunst in Paris aufrecht halten, zog zu der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, vornehmlich Walther L. die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Am Rhein geboren, und in der Düsseldorfer Schule herangebildet, hatte er späterhin mehrere Jahre in Italien zugebracht, und mit jedem Bild, das aus seinem Atelier hervorging, einen neuen Triumph gefeiert. Selbst in Rom, diesem Versammlungsort der Künstler aller Nationen, hatte er für Einen der bedeutendsten gegolten, und selten war es geschehen, daß ein vornehmer oder reicher Fremder die Weltstadt verließ, ohne eine Bestellung bei dem deutschen Maler zu machen. Er übernahm dieser Aufträge so viel er vermochte, malte bei Tag, zeichnete und componirte bei Nacht, und wäre, obgleich ihn kein besonders Interesse mehr an Rom fesselte, vielleicht noch manches

Jahr dort geblieben, hätte er nicht eines Morgens in dem Diario von dem Ankauf spanischer Bilder gelesen, den Baron Taylor im Auftrag der französischen Regierung so eben gemacht hatte. Noch hatte er das Zeitungsblatt nicht aus der Hand gelegt, als schon der Entschluß, nach Paris zu gehen, gefaßt war. Schon längst hatte dann und wann der Vorsatz in ihm aufgedämmert, einmal eine Reise nach Spanien zu machen, um die Werke der ältern spanischen Meister, zu denen ihn leidenschaftliche Vorliebe hinzog, zu studiren; doch war er eben nicht von sehr mobiler Natur. Wie allen Menschen, die von einem innern Streben ganz und gar in Anspruch genommen werden, fiel es ihm schwer, sich aus gewebnten Verhältnissen loszureißen. Ueberhäufte Beschäftigungen hatten ihn in seinen eigenen Augen entschuldigt, und so war er geblieben, obgleich die Schöpfungen Zurbaran's, Murillo's sich oft vor seine Phantasie drängten, und ihn mit ihrer ernsten Schönheit zu sich beriefen. Jetzt war aber diese Mahnung so mächtig, so gebieterisch geworden, daß er nicht länger widerstehen konnte. Es handelte sich nicht mehr darum, ein vom Bürgerkrieg zerrüttetes Land unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten zu durchstreifen, sondern nur um eine ungleich

leichter zu bewerkſtelligende Reiſe nach Paris. Ohne ſich länger zu beſinnen, brach Walther ſein Zelt in Rom ab, d. h. er lieferte die vollendeten Gemälde ab, verſprach die übrigen während ſeines Aufenthalts in Paris zu beendigen, gab ſeinen Kunſt- und Landsgenoſſen ein Abſchiedsfeſt, bei welchem mehr lacrymae Christi, als andre Thränen fließen, ließ ſich bei Torlonia die nöthigen Wechſel ausſtellen, und begab ſich dann nach Civita vecchia, wo er ſich nach Frankreich einſchiffte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Marſeille griff er wieder nach dem Wanderſtab, oder, um mich zwar proſaiſcher, doch der Wirklichkeit angemeſſener auszudrücken, er nahm einen Platz auf der Deligence, die ihn geſund und wohlbehalten, nur ſehr durchgerüttelt, und von dem Geſchwätz zweier commis-voyageurs bis zum Ingrimm gelangweilt, nach Paris brachte.

Es ließ ſich allerlei Hübſches über Walther's erſten Beſuch im Louvre ſagen, wie über die Eindrücke, die er dort empfing. Da es aber wohl geſchehen dürfte, daß er eines Tages dieſe Mühe ſelbſt übernähme, und da er von Bildern unendlich beſſer zu ſprechen weiß, als ich, will ich ihm hierin nicht vorgreifen. Mir erübrigt, nur zu ſagen, daß er, trotz ſeines Vorſatzes, in Paris mehr

dem Studium seiner Kunst als der Ausübung derselben zu leben, sich bald wieder mit Bestellungen überhäuft, und in tausend Verhältnisse hineingezogen sah, die seinen Plan, nur kurze Zeit in der französischen Hauptstadt zu verweilen, zu nichte machten. Sein Künstlerruf war längst aus Italien nach Paris gedrungen, und verschiedene Gemälde, die er in die dortige Kunstausstellung geschickt hatte, waren vollkommen geeignet gewesen, diesen Ruf noch fester zu begründen. Kurze Zeit nach seiner Ankunft erhielt er von der Regierung einen wichtigen Auftrag, der zu ehrenvoll war, um abgelehnt zu werden, und der ihn mit hochgestellten Personen in Verbindung brachte. Die natürliche Folge davon war, daß, wer auf Kunstkennerschaft oder auch nur auf Kunstliebhaberei Anspruch machte, sich zu dem deutschen Maler drängte, und auf einmal war Walther zur Mode geworden, ohne selbst zu wissen, wie. Befriedigt konnte er sich dann freilich nicht fühlen, doch verwehrte es ihm ja keinen seiner würdigern Erfolg, und da er sich mit ehrlichem Gewissen sagen konnte, nicht durch Charlatanerie habe er die Gunst des Publikums sich zugewendet, so nahm er die ihm dargebrachten Huldigungen, als etwas, zwar nicht Wesentliches, doch Angeneh-

mes, Erfreuliches heiter auf, und hatte nichts dagegen, daß man ihn fêtirte. Paris gefiel ihm überaus wohl, gesellige und künstlerische Genüsse füllten die Zeit, die er nicht der Arbeit widmete, auf reizende Weise aus, und so fiel es ihm nicht schwer, seine Abreise auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Er eröffnete ein Atelier, das bald von zahlreichen Schülern besucht, und den Fremden als eine der Sehenswürdigkeiten von Paris bezeichnet ward. Hier arbeitete er eifrig und angestrengt, bis er beim einbrechenden Dunkel die graue Blouse und das schwarze Sammtbarett mit Frack und Hut vertauschte, und die Cirkel besuchte, in denen er ein willkommner, mit Auszeichnung behandelter Gast war. Vielleicht war Walther's Persönlichkeit nicht ganz ohne Einfluß auf die glänzenden Erfolge seines künstlerischen Wirkens gewesen. Hier bitte ich den Leser, meinem Helden nicht etwa das Unrecht zu thun, ihn für einen Adonis, diese insipideste aller zwischen Himmel und Erde lebenden Creaturen, zu halten.

Walther war nicht einmal hübsch, aber in seinen unregelmäßigen, scharfmarkirten Zügen sprach sich geistiges Uebergewicht so unverkennbar aus, seinen tiefliegenden Augen entflammten manchmal solche Seelenblitze, seinen Mund umschwebte ein

Lächeln, in dem ſich Güte und leiſer Spott ſo ſitt-ſam verſchmelzen, daß ſeine Erſcheinung frappi-ren und anziehen mußte. Zu ſeinem Weſen lag etwas Kühnes, Offenes, ſtreng Individuelles, deſſen Eindruck man nicht von ſich abweiſen konnte. Seine Originalität war jedoch eine rein geiſtige; es fiel ihm nicht ein, damit zu prunken, noch glaubte er, daß man, um ein großer Künſtler zu ſein, langes Haar, einen langen Bart und fabel-hafte Röcke tragen müſſe. Innerlich trotzig, frei war er elegant in Haltung, Manieren und Toi-lette. Man wußte es ihm Dank, daß er nicht, wie viele ſeiner Kunſtgenoſſen den Ton des Ateliers in den Salon hinübernahm, und begegnete ihm auch in den vornehmſten Kreiſen, nicht wie einem Geduldeten, ſondern wie einem Ebenbürtigen. Auf dieſe Weiſe entſpannen ſich viele angenehme Ver-bindungen, die Walther's Aufenthalt in Paris immer verlängerten. Sein Herz blieb zwar deutſch, doch die erinnerungsvolle Verliebe für ſeine Hei-math hinderte nicht, daß Herbſt und Winter ver-ſtrichen, ohne daß er Frankreich verließ, und daß er den wiederkehrenden Frühling ſtatt an ſeinem geliebten grünen Rhein, in den Tuilerien begrüßte.

Eines Abends kehrte er ziemlich ſpät von einem Spaziergang zurück. Der Tag war, obwohl man

erſt mitten im April ſtand, ungewöhnlich warm geweſen, und die ſchwüle Luft, wie die ſchwarzen Wolkenmaſſen, die ſich am Himmel auftürmten, ließen ein Gewitter vermuthen. Walther war eben im Begriffe, ſich nach einem Wagen umzuſehen, als ſeine Aufmerkſamkeit durch ein Paar in Anſpruch genommen wurde, das vor ihm hinging. Ein junger Mann ſchien eine Dame zu verfolgen. Bald blieb er einige Schritte zurück, bald eilte er ihr voran, um ihr auf inſolente Weiſe unter den Hut zu ſehen, endlich ſprach er ſie an; ihre ganze Antwort war, daß ſie ſchweigend auf die andere Seite der Straße ging. Er ließ ſich dadurch nicht entmuthigen. Sogleich war er wieder neben ihr, und als ſie mit abgewandtem Geſicht, ohne ſeinen Zuflüſterungen eine Entgegnung zu ſchenken, ihren Weg fortſetzte, wagte er es, ſie beim Arm zu ergreifen. Sie blieb ſtehen, und ſah ſich in der öden Straße hilfeflehend nach allen Seiten um. Als ſie Walthern erblickte, ging ſie auf ihn zu, und ſagte, mit von Angſt und innerer Empörung zitternden Stimme: Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſo ſchützen Sie mich vor den Beleidigungen dieſes Menſchen.

Es hieße, der Wahrheit zu nahe treten, wenn ich behaupten wollte, dieſe Zumuthung habe Walthern ſonderlich entzückt. Die Rolle eines be-

ſchimmernden Domino Quirette ſchien ihm durchaus nicht reizend; er ſagte ſich ſelbſt, daß eine Frau, die bei nächtlicher Weile die Straßen von Paris durchſtreift, ſich wohl zu ſchützen werde wiſſen, ja es zuckte ihm ſogar der Verdacht durch den Kopf, das Ganze ſei vielleicht eine verabredete Scene, um das Intereſſe irgend eines leichtgläubigen Phantaſten für die Verfolgte zu erwecken. Alle dieſe Vorausſetzungen verſtummten jedoch vor der Möglichkeit, daß eine Frau wirklich ſeines Schutzes bedürfe, und ſelbſt im ſchlimmſten Fall ſchien es ihm weniger beſchämend, ſich von einer Abenteuerin düpiren zu laſſen, als einer Bittenden ſeinen Beiſtand zu verweigern. Er entſchloß ſich demnach, lieber für eine Unbekannte eine Scene mit allen ihren möglichen Folgen zu beſtehen, als ſie von ſich zu weiſen. Mit kaltem aber höflichem Ton, ſagte er ihr: Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo nehmen ſie meinen Arm, und kommen Sie mit mir.

Sie that, wie er ihr geheißen; doch zitterte ſie an allen Gliedern ſo heftig, daß er ſie eben ſowohl ſtützen, als führen mußte. Arm in Arm gingen ſie an dem jungen Mann vorüber, dem es jetzt nicht räthlich ſchien, ſich an die Dame zu wagen; vielleicht dachte er, ſie habe einem Bekannten begegnet, der ihr ſeine Begleitung ange-

boten, vielleicht hatte er weiter nichts, als einen Muthwillen treiben, und sich an ihrer Angst belustigen wollen — genug, er verschwand bald in eine Seitengasse, und Walther setzte seinen Weg mit seiner Begleiterin ungehindert fort. Als sie in ein belebteres Stadttheil gekommen waren, blieb die Unbekannte stehen, und sagte: Ich danke Ihnen für den mir gewährten Schutz, der Sie großen Unannehmlichkeiten hätte aussetzen können; jetzt bedarf ich dessen nicht mehr, und möchte Ihre Gefälligkeit nicht länger in Anspruch nehmen. Hier bin ich sicher, und kann den Weg bis zu meiner Wohnung ganz wohl allein gehen.

Walther's Verdacht war zwar noch nicht ganz verschwunden, doch dünkte er nicht, daß etwas davon auf seine Handlungsweise überging. Eben so höflich, und eben so kalt, wie vorher, versetzte er: Ich glaube demungeachtet, daß Ihnen zu dieser späten Stunde männliche Begleitung Noth thut, und, wenn Sie es erlauben, werde ich Sie nicht eher, als vor der Thür Ihres Hauses verlassen.

Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten, kann es aber nicht annehmen. Gute Nacht!

Sie wollte sich entfernen, Walther hielt sie zurück. So lassen Sie mich wenigstens einen Wa-

gen für Sie beſorgen, ſagte er. Schon fallen ſchwere Regentropfen, in wenigen Minuten wird das Gewitter losbrechen, und Sie können dann wieder in eine eben ſo verdrießliche Lage kommen, wie die war in der ich Sie fand.

Wie ein deus ex machina fuhr in dieſem Augenblick eine leere citadine vorüber. Walther rief den Kutſcher, der ſogleich anhielt.

Wohin wünſchen Sie zu fahren? fragte Walther.

Ich ſelbſt werde es dem Kutſcher ſagen, antwortete die Unbekannte.

Walther wußte ſelbſt nicht recht, warum ihn dieſe ausweichende Antwort verdroß. Wie es Ihnen genehm iſt, verſetzte er kurz, und bot der Fremden den Arm zum Einſteigen.

Mit einer mechaniſchen Bewegung ſchlug ſie ihren großen, ſchwarzen Schleier zurück. Das volle Licht einer Reverbere fiel auf ihr Geſicht, und zeigte ſeinem Blick Züge von ſo außerordentlicher Schönheit, daß er einen Ausruf der Bewunderung kaum unterdrücken konnte. Die Fremde ſchien es nicht zu bemerken; leiſe ſagte ſie dem Kutſcher einige Worte und ließ ſich dann von Walther in den Wagen heben, der ſchnell mit ihr entſchwand.

Ich glaubte wirklich, ſolche Züge könne man

nur im Traume ſehen, murmelte Walther vor ſich hin, als er allein zurückblieb. Schade, daß ich ſo wenig Zeit hatte, mir dieß vollendetſchöne Geſicht in's Gedächtniß einzuprägen; es hätte ein wunderbares Bild geben können. So aber hab ich von dem ganzen Vorfall keinen andern Gewinn, als daß ich das Theater verſäumte und nun im Platzregen nach einem Wagen ſuchen kann, um nach Hauſe zu kommen.

Beim erſten Schritt, den er machte, trat er auf etwas; er bückte ſich, und fand, daß es ein Portefeuille war, welches der Fremdem beim Einſteigen vermuthlich entglitten war. Er ſteckte es zu ſich, um es der Eigenthümerin, falls ihre Adreſſe darin auszumitteln, zurückzuſtellen, dann eilte er in ſeine Behauſung, wo ihn bereits ein paar Bekannte erwarteten. Im lebhaften Geſpräch vergaß er beinahe auf das Abenteuer, und erſt als ihm beim Auskleiden das Portefeuille in die Hand fiel, erwachte ſeine Neugier wieder. Er machte ſich kein Gewiſſen daraus, ſeinen Fund zu durchſuchen; denn wichtige Geheimniſſe pflegt man nicht einer offnen Briefta[illegible]che anzuvertrauen, und ſelbſt wenn dieſe Wichtiges enthielt, konnte er ſie ihrer Beſitzerin auf keine andre Weiſe zuſtellen. Der Zufall hatte aber dafür geſorgt, daß, Falls ihn nur

Neugier antrieb, dieſe unbefriedigt bleiben mußte; denn die zwei Briefe, die er vorfand, waren in polniſcher Sprache geſchrieben, ihm folglich ganz ſo unverſtändlich wie ein Edict des Kaiſers von China. Alles, was er davon benutzen konnte, war die an Fräulein Honorine Perowska lautende Adreſſe, die ihm ihre Wohnung auf das Genaueſte bezeichnete. Alſo eine Polin, dachte er bei ſich, für eine Fremde hielt ich ſie jedenfalls; denn, wenn ſie auch das Franzöſiſche mit größter Reinheit und Leichtigkeit ſpricht, iſt ihr Accent doch nicht der einer Franzöſin. Sie trillert nicht, wenn ſie ſpricht; ihre Stimme hat etwas ſo Weiches, Süßes. Ein anmuthiges Geſchöpf! Schade, daß ſie meiner Phantaſie den übeln Streich ſpielte, ſich Nachts auf der Straße herumzutreiben; das thut keine anſtändige Frau, und wenn es auch nicht eben nöthig, zu einer rosière qualificirt zu ſein, um mein Intereſſe zu erwecken, ſo konnte ich doch eben ſo wenig für ein zweideutiges Geſchöpf eine Neigung faſſen. Ich werde ihr morgen ihr Portefeuille zurückſchicken und damit baſta.

In dem Augenblick, wo er die Brieftaſche nachläſſig auf den Tiſch warf, fiel ein Zettel aus einer Spalte, die er früher nicht bemerkt hatte. Er griff darnach und war nicht unangenehm über-

rascht, französische Worte darauf zu finden. Die Schrift war von einer Frauenhand, der die Nadel vermuthlich besser zu Gebote stand, als die Feder, die Orthographie in der kühnsten Unabhängigkeit von den Geboten der Academie, aber der Inhalt des Billets war rührend und erschütternd. Er mag hier in Kürze wiedergegeben werden.

„Ich bin allein bei meiner sterbenden Mutter. Der Arzt hat mir gestanden, daß sie die Nacht nicht überleben wird. Sie selbst ahnt ihren Zustand, und hat nur mehr ein Verlangen, das: den Engel, der uns in unserm Elend helfend und tröstend beistand, vor ihrem Ende noch einmal zu sehen. Sie werden den Dank und den Segen einer Sterbenden nicht verschmähen; mögen beide kräftig werden über Ihnen! Ihr Anblick wird meine Mutter in dem letzten Kampf stärken, und mir die Kraft verleihen, die furchtbare Stunde zu überdauern. Wenn Sie mir diese Zeilen nicht durch den Ueberbringer zurückschicken, werde ich es als ein Zeichen betrachten, daß Sie kommen wollen. Wir erwarten Sie.

Mit Liebe und Verehrung

Ihre

ewig dankbare

Cecile Milay.

Die Adreſſe lautet ebenfalls an Honorine, das Datum war vom heutigen Tag.

Walther ſtützte den Kopf ſinnend auf den Arm; ein Gefühl, das der Beſchämung glich, begann in ihm zu erwachen. Das iſt alſo die gerühmte Klugheit, die das Leben lehrt! ſagte er vor ſich hin. Sie beſteht darin, Alles zu verdächtigen, Alles im ſchlimmſten Lichte zu betrachten, an dem Guten zu zweifeln, an das Böſe zu glauben, ſchlechter und nicht glücklicher zu werden. Warum verlor ich mich in die beleidigendſten Vermuthungen, da es doch eben ſo leicht und, wie es ſich nun zeigt, der Wahrheit angemeſſener geweſen wäre, Würdiges vorauszuſetzen? Es ſchien mir ganz unzweifelhaft, daß ſie von einem rendez-vous komme; ſie kam vom Lager einer Sterbenden. Pfui über mich! Nicht ſie hab ich beleidigt, ſondern mich ſelbſt. Wäre ſie denn wirklich ſo gut, wie ſie ſchön iſt? Das verdient wohl in Erfahrung gebracht zu werden. Nun, es kommt ja nur darauf an, ihr das Portefeuille, ſtatt es ihr zu ſchicken, ſelbſt zu überbringen, und das will ich thun.

Der nächſte Mittag traf Walthern auf dem Weg nach dem entfernten Faubourg, wo Honorine wohnte. Mit Mühe fand er ſich zurecht, und ſtand endlich vor dem Hauſe, das die auf den

Briefen bezeichnete Nummer trug. Auf seine Frage nach Fräulein Perowska, erwiederte die Portière ein kurzes: „Im vierten Stock rechts," und überließ es ihm, die finstere, steile Treppe hinanzuklimmen.

Walthers Sinn für Eleganz konnte sich durch die Gegenstände, die ihm hier ins Auge fielen, unmöglich geschmeichelt fühlen. Das Haus war unansehnlich, der kleine Hof dunkel und schmutzig, und seiner Fantasie wollte es nicht eingehen, daß ein Engel, wofür Honorine in dem mitgetheilten Billet erklärt war, sich ein so schlechtes irdisches Absteigequartier gewählt habe. Dennoch stieg er die vier Treppen unerschrocken hinauf, und klingelte an der Thür rechts. Ein Dienstmädchen öffnete ihm und gab ihm den tröstlichen Bescheid, daß ihre Gebieterin keine Besuche empfange.

Sagen Sie dem Fräulein, daß ich ihr Briefe zu übergeben habe, versetzte Walther dreist und entschlossen, sich nicht abweisen zu lassen.

Die in Küchenprosa übersetzte Iris kehrte nach ein paar Minuten zurück. Das Fräulein, berichtete sie, wünscht vorerst Ihren Namen zu wissen und zu erfahren, von wem Sie ihr Briefe bringen.

Mein Name ist dem Fräulein vermuthlich un-

bekannt; doch, wenn sie ihn durchaus wissen will, so ist hier meine Karte; die Briefe, die ich bringe, fügte er doppelsinnig hinzu, sind aus Polen.

Jetzt kehrte Françoise mit der Bitte zurück, Walther möge indessen in das erste Zimmer treten; das Fräulein werde sogleich erscheinen.

Die Einrichtung des Zimmers, in welches Walther nun trat, war von der größtmöglichen Einfachheit, ja so bescheiden, daß sie einem an Luxus gewöhnten Auge dürftig scheinen mußte. Um so seltsamer stachen dagegen einige Prachtgegenstände ab, die wahrscheinlich aus bessrer Zeit in diese herübergerettet worden waren. An der schiefen Wand der niedrigen Stube hingen zwei, von Meisterhand gemalte Porträts; das eine stellte einen kräftigen, edel ernsten Mann in polnischer Generalsuniform dar, das zweite, eine nicht mehr ganz junge, aber noch immer ausgezeichnet schöne Frau in reicher Kleidung. Eine Harfe von Erard stand in einer Ecke und nahm sich neben den übrigen Meubles aus, wie ein in eine Hütte gerathenes Fürstenkind. Walther hatte jedoch nicht Zeit, über diese Contraste lange Betrachtungen anzustellen; denn die Thür des Nebenzimmers öffnete sich und Honorine trat herein.

Ihre Schönheit war eben so eigenthümlich, wie

ausgezeichnet. Beinahe zu groß für eine Frau, beinahe zu ſchlank für ſolche Größe, verliehen ihr doch eben dieſe Fehler, im Verein mit der blendenden Weiße ihres Teints, Aehnlichkeit mit einer Lilie, und doch glich ſie auch dem düſtern Bilde Abbandona's—ſo viel verſchwiegner Schmerz und verachtender Stolz malte ſich auf den bewunderungswürdigen Zügen. Ihre Augen waren von jenem tiefen Blau, das in Momenten leidenſchaftlicher Erregung bis in's Schwarz hinüberſpielt, und in ruhigern die ganze Klarheit eines ſüdlichen Himmels abſpiegelt. Das dunkle, üppige Haar, das, wenn es aufgelöſt war, wie ein Mantel um die ganze Geſtalt fließen mußte, war hinten in reichen Flechten aufgeſteckt, und auf der marmorweißen Stirn geſcheitelt. Ihre Haltung hatte etwas Kaltes, Schroffes; doch war es leicht zu erkennen, dieſe abweiſende Vornehmheit ſei nur die letzte Stütze eines bis zum Hinſinken erſchöpften Herzens. Sie näherte ſich Walthern mit einem Anſtand, der das ärmliche Gemach für ihn in den Audienzſaal einer Königin verwandelte und nachdem ſie ihm einen Stuhl angewieſen, brachte ſie den eigentlichen Zweck ſeines Kommens zur Sprache.

Sie haben mir Briefe aus meiner Heimath zu überbringen? fragte ſie.

Walther reichte ihr das Portefeuille hin, und sagte ihr mit wenigen Worten, auf welche Weise es in seinen Besitz gekommen war.

Ein flüchtiges Roth überzog ihr Gesicht, als sie in Walther den Fremden erkannte, mit dem ein so seltsamer Zufall sie zusammengeführt hatte. Sie unterdrückte diese unwillkürliche Bewegung, und sagte im Ton unbefangener Höflichkeit: Ich bin wirklich beschämt, daß ich Ihnen außer dem Dienste, um den ich Sie ersuchte, noch andere Mühe auferlegte. Ich hielt diese Briefe für verloren, und mehr noch, als die Rückgabe derselben freut es mich, daß sie mir zu der Bekanntschaft mit einem Künstler verhalfen, den ich bereits aus seinen Werken kenne.

Walther antwortete mit einem jener Gemeinplätze, zu welchen auch der geistreichste Mensch bei directem Lob seine Zuflucht nehmen muß. So z. B. äußerte er, Honeriens Liebe zur Kunst müsse groß sein, da sie selbst so ungenügende Bestrebungen, wie die seinigen der Beachtung werth halte.

Was sollte man denn sonst auf Erden lieben? versetzte sie, wie zu sich selbst sprechend. Alles Uebrige dient höchstens dazu, das Leben erträglicher zu machen; beglückt werden kann es nur durch sie.

Walther war für seine Kunst so enthusiastisch eingenommen, daß Honorine durch ihre Vorliebe dafür in seinen Augen einen neuen Reiz gewann. Im Laufe des Gesprächs entwickelte sie so inniges Verständniß, fällte so treffend und eigenthümliche Urtheile, daß Walther's Frage, ob sie ausübende Künstlerin sei, ganz natürlich war.

Künstlerin? wiederholte sie. Nein! ich bin es nicht mehr, als der Thautropfen, der die Sonnenstrahlen rückspiegelt, selbst eine Sonne ist. Als ich noch in meiner Heimath lebte, genoß ich den Unterricht eines in Warschau ansäßigen deutschen Malers. Vielleicht hätte sich bei fortgesetztem Studium Talent in mir entwickelt; doch die Begebenheiten rissen mich aus den gewohnten Verhältnissen. Und hier in Frankreich ward ich von so herben Schlägen heimgesucht, daß mir weder Geistesfreiheit noch Muße blieb, das Begonnene auf gehörige Weise fortzusetzen.

Und warum wollen Sie es nicht jetzt wieder aufnehmen?

Weil es zu spät ist.

Wer sagt Ihnen dieß?

Wer es am besten wissen kann: ich selbst.

Ich wollte mich Ihnen so gerne zum Lehrer anbieten, warf Walther scherzend hin.

Das würde ich ſchon aus Sorge für Ihren künſtleriſchen Ruf nicht annehmen, lächelte ſie; der könnte durch eine Schülerin, wie ich, eine arge Breſche bekommen.

Laſſen Sie es auf den Verſuch ankommen.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß ich unter andern Verhältniſſen Ihren Antrag mit Freude und Dank annehmen würde; doch in meiner Lage kann ich, ſelbſt wenn es Ihnen damit Ernſt wäre, nicht daran denken, und muß mich begnügen, von der Kunſt ſo viel zu verſtehen, als eben nöthig, um mich an fremden Schöpfungen zu erfreuen.

Beſuchen Sie fleißig die Gallerien? fragte Walther, nicht ganz ohne Nebenabſicht.

In den erſten Monaten meines Hierſeins wohnte ich, ſo zu ſagen, im Louvre. Jetzt bin ich nicht mehr Herrin über meine Zeit, die von andern Beſchäftigungen ausgefüllt wird.

Muß ich vielleicht jene Harfe als Gegnerin meiner Kunſt betrachten?

Zum Theil: ja.

So lieben Sie Muſik wirklich mehr, als Malerei?

Nein, aber ich bin darin geſchickter und dar-

auf hingewieſen, der Nothwendigkeit mehr als dem Zug meines Innern zu folgen.

Ich ſehe wohl ein, verſetzte Walther, daß es unbeſcheiden, ja ungehörig wäre, Ihnen gleich beim erſten Beſuche zu ſagen, wie glücklich es mich machen würde, Sie ſpielen zu hören und zu ſehen. Wenn ich mich aber genugſam bezwinge, um dieſen Wunſch heute nicht auszuſprechen, darf ich hoffen, meine Selbſtverleugnung werde Sie bewegen, ihn ein anders Mal zu erfüllen? Erlauben Sie mir, wieder bei Ihnen zu erſcheinen?

Er war aufgeſtanden um ſich zu verabſchieden, und hielt den Blick bittend auf Honorine geheftet, die ſich gleichfalls erhob und ruhig erwiederte: Ich verhehle Ihnen nicht, daß mir der Beſuch eines Künſtlers, den ich aufrichtig bewundre, eines Menſchen, dem ich wahrhaft verpflichtet bin, angenehm und erwünſcht wäre; und eben ſo offen geſtehe ich Ihnen, daß ich Sie nicht empfangen werde, denn meine Stellung erlaubt es nicht. Ich bin allein.

Eben darum, war Walthers Antwort. Sie ſind offen gegen mich; warum ſollte ich es weniger ſein? Es wäre lächerlich und höchſtens eines Tertianers würdig, wenn ich Ihnen jetzt, bei unſerm zweiten Zuſammentreffen, zuſchwören wollte,

Sie seien fortan zu meinem Leben nothwendig. Meine Aufrichtigkeit geht so weit, daß ich Ihnen sogar zugeben will, unsre Begegnung werde einst vielleicht nur wie ein halbverwischter Traum meinem Gedächtniß vorschweben, und ich mich dieser Stunde nur als einer von jenen erinnern, aus denen sich viele heitre Tage hätten entfalten *können*. Nun frage ich Sie aber: warum sollen sich diese *nicht* entfalten? Es wird uns im Leben ohnehin so viel versagt, daß wir nichts Thörichteres thun können, als dem Schicksal in seiner Knickerei helfen. Das Trübe kommt von selbst; um das Freudige, unser Lebensjoch Lindernde müssen wir uns bekümmern. Statt mich also Ihrem Ausspruche zu unterwerfen, sage ich Ihnen; Eben weil Sie allein stehen, und in dieser weiten, brausenden Stadt vielleicht Niemanden haben, auf den Sie zählen können, dürfen Sie einen Menschen nicht zurückweisen, der trotz Ihres Widerstrebens entschlossen ist, den Namen Ihres Freundes zu verdienen.

Ich bin gewohnt, auf mir selbst zu beruhen, und bedarf keiner Freundschaft, entgegnete Henerine kalt.

Das glaube ich Ihnen nicht, denn ich weiß, daß Sie gut sind.

Darf ich Sie fragen, was Ihnen diese

Sicherheit einflößt? fragte Honorine mit leisem Spott.

Sie vergessen, Fräulein, daß in dem Portefeuille auch Mademoiselle Milay's Zeilen enthalten waren. Wie Sie sehen, kann ich meine Behauptung mit Documenten belegen.

Honorine schwieg.

Nein, fuhr Waltber fort, nie werde ich an die kalte Abgeschlossenheit glauben, die Sie mir gegenüber zeigen. Ich kenne das Leben genug, um zu errathen, wie viel Sie leiden mußten, um sich mit solchen Dornenbecken zu umgeben. Aber warum soll ich für die Schuld Andrer büßen? Warum wollen Sie nicht glauben, daß unter einem Schock von Leuten sich auch ein Mensch befinden könne? Warum wollen Sie der Vergangenheit das Recht einräumen, die Zukunft zu bestimmen? Und wenn—

Unser Gespräch hat eine seltsame Wendung genommen, unterbrach ihn Honorine mit um so stolzerm Ton, je mehr sie sich von seinen Worten bewegt fühlte, und ihnen Widerstand leisten wollte. So viel ich weiß, habe ich von meinem Thun und Lassen Niemanden Rechenschaft abzulegen. Ich habe den Dienst, für den ich Ihnen zu danken habe, nicht vergessen; doch kann ich es nicht edel finden, daß Sie sich dafür bezahlt machen wollen.

Walther, auf seiner empfindlichsten Stelle verletzt, hielt es unter seiner Würde, diese Beschuldigung zu bekämpfen. Er verbeugte sich, und mit einem kurzen: Leben Sie wohl, mein Fräulein! ging er rasch der Thür zu. Schon hatte er sie geöffnet, als er seinen Namen nennen hörte, Unwillkürlich wandte er sich um. Henerine stand in der Mitte des Zimmers; die rührendste Abbitte lag auf ihren schönen Zügen, und ihre Stimme war unsicher, als sie, Walther's Namen wiederholend, hinzufügte: Vergeben Sie mir! ich war zu rasch.

Sehen Sie, daß ich Recht hatte, rief Walther, ihre Hand mit Herzlichkeit ergreifend. Sagte ich es Ihnen nicht, daß Sie gut sind?

Henerine konnte sich des Lächelns nicht erwehren. Ich hoffe, wenigstens nicht böse zu sein, sagte sie; allein was hilfts, wenn ich Ihnen gegenüber doch handeln muß, wie ein menschenscheuer Unhold?

Wollen Sie mir diese Nothwendigkeit genauer erklären? bat Walther mit drolligem Pathos.

Das muß ich wohl, wenn ich nicht für ungerecht gelten will, und unser Gespräch hat, wie ich bereits bemerkte, eine so wunderliche Wendung genommen, daß auch jene Dinge darin berührt

werden mögen, über die man gewöhnlich ein verſtändnißvolles Schweigen zu beobachten pflegt. Ich weiß ſelbſt nicht, was mir den Muth gibt, ſo unverhohlen und rückhaltslos mit Ihnen zu ſprechen. Vielleicht iſt es Ihr von der gewöhnlichen Weiſe ſo verſchiedenes Weſen; vielleicht iſt es der Gedanke, daß wir uns wahrſcheinlich zum letzten Male ſprechen und daher wie Reiſende, die ſich auf dem Wege begegnen, die Convenienzen nicht ſo ſtrenge zu beachten brauchen.

Das erſte Motiv will ich gelten laſſen; das zweite jedoch, nämlich unſer Nimmerwiederſehen, iſt kein Motiv, ſondern eine Unmöglichkeit. Nun bitte ich um die verſprochene Erklärung.

Hier iſt ſie; oder beſſer: laſſen Sie mich dieſelbe in eine Frage einkleiden. Wenn ſie in einem fremden Land eine Schweſter hätten, würden Sie es ſchicklich, paſſend finden, daß ſie die Beſuche eines jungen, ihr faſt unbekannten Mannes empfange, oder würden Sie es ihr nicht vielmehr durch einen Machtſpruch verbieten?

Halten Sie mich für Don Rodrigo de Lara?

Ein Scherz iſt keine Antwort. Was würden Sie Ihrer Schweſter ſagen?

Wenn Sie dieſe Schweſter wären, ſo würde ich gar nichts ſagen und im Innerſten die Ueber-

zeugung hegen, daß die Glorie ihrer Schönheit und innern Reinheit jeden unwürdigen Gedanken in ihrer Nähe erſticken müßte und würde.

Eine glühende Röthe überzog Henriettens Geſicht. Die Veränderung war zu auffallend, um von Walther unbemerkt zu bleiben; er nahm ſie für die Scheu eines faſt überzarten Gemüths, das vor der bloßen Ahnung von etwas Unreinem zurückſchrickt, und den frühern, ſcherzhaften Ton ſchnell wieder annehmend, fügte er hinzu: Es bliebe alſo nur zu berückſichtigen, was die Welt dazu ſagen würde, und das ſoll mich nicht beirren.

Betrachten Sie ihre Satzungen als etwas Gleichgiltiges?

Nein, aber eben ſo wenig als etwas Weſentliches. Sehen Sie! ich glaube, daß gewiſſe Geſetze für gewiſſe Menſchen nothwendig, für ſolche, mit denen es innerlich ſo ſchlecht ſteht, daß nur die Furcht vor geſellſchaftlichem Bann und Interdict ſie im Zaum halten kann. Wer aber im Innern fühlt, daß ihm Ehre und Sitte für zu heilig gelten, um ſie je zu verletzen, der hat auch ein Recht, jenen nur für widerſtrebende Hartmäuligkeit berechneten Kappzaum abzuwerfen. Was hätte man denn davon, ſich zum Wahren, Rechten, Edeln erzogen, jahrelang an ſich gezimmert zu

haben, wenn man am Ende doch ſo handeln müßte, wie Jene, die mit dem armſeligen Mäntelchen conventioneller Formen ihren ſittlichen Verderb zu überkleiden gezwungen ſind? Stimmen Sie mir nicht bei?

Und wenn ich's auch thäte — glauben Sie mir, es iſt beſſer, wir laſſen es bei meiner Entſcheidung bewenden.

Dürfte ich Ihnen doch meinen innerſten Gedanken ausſprechen!

Mir ſcheint, lächelte Henerine, daß Sie ſich bisher eben nicht den Vorwurf der Verſchloſſenheit zu machen hatten, und was Sie nicht auszuſprechen wagen, dürfte ich vermuthlich nicht anhören.

O ja; nur wird es verzweifelt naiv klingen. Ich bin aber ſchon ſo weit gegangen, muß Ihnen bereits ſo wunderlich vorkommen, daß ich mich darein ergeben will, von Ihnen für ganz ungeheuerlich erklärt zu werden. Ich —

Laſſen Sie es ſein, fiel Henerine haſtig ein.

Ich, fuhr Walther fort, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, ich will Ihnen ſagen, was der eigentliche Grund Ihrer Weigerung. Sie fürchten, Ihr Umgang könne mir gefährlich werden.

Nein, bei Gott! das iſt zu naiv! rief ſie zornig, verwirrt und lachend.

Sie können es doch nicht verneinen.

Drei Mal und zehn Mal: nein!

Stille! Wahrheit vor Allem. Nun will ich Ihnen aber, aus ehrlichſter Ueberzeugung heraus, ſagen: Ihre Furcht iſt ungegründet. Sie ſind zu bewunderungswürdig ſchön, als daß man ſich in Sie verlieben könnte, wie in eine hübſche Frau; einem Künſtler wenigſtens werden Sie immer nur die weihevolle Ehrfurcht einflößen, mit der er vor einer griechiſchen Statue oder einem Bilde Raphael's ſteht. Echte Schönheit wirkt nicht reizend, ſondern beruhigend, indem ſie durch ihre Harmonie den ſchrillen Mißklang zwiſchen Geiſt und Körper ſelig auflöſt. Stundenlange könnte ich Sie betrachten, und —

Ich würde dabei eine geiſtreiche Figur ſpielen! Meinen Sie nicht?

Ich ſpreche ernſter, als Sie denken, bin ſo ernſt geſtimmt, daß ich ſelbſt Ihren Spott nicht ſcheue, und auf die Gefahr, mißverſtanden oder lächerlich genannt zu werden, fortfahren will. Nein! es iſt weder mein Wunſch, noch meine Hoffnung, in andern Beziehungen zu Ihnen zu ſtehen, als — wären Sie ein Mann. Nicht Ihre

Schönheit zieht mich so mächtig an, wohl aber das Offne, Muthige Ihres Wesens, das mir zusichert, wir seien bestimmt, Freunde zu werden. Der beste Beweis hiefür ist, daß Sie mich ausreden ließen. Eine gewöhnliche Frau hätte mich längst mit erheuchelter Entrüstung unterbrochen. Sie aber sind zu wahr, um fremde Wahrheit nicht zu verstehen, und zu edel, um gegen Ihre eigene Erkenntniß zu streiten. Jetzt beschränke ich mich auch nicht mehr darauf, Sie zu bitten: darf ich wiederkommen? sondern ganz unverhohlen sage ich Ihnen: Wir müssen Freunde werden.

Während Walther sprach, hatten Henrinens Züge einen immer klarern, ruhigern Ausdruck angenommen; sanftes Verständniß strahlte aus ihren Augen. Als er mit den Worten schloß: „Wir müssen Freunde werden", entgegnete sie mit fast erhabner Lieblichkeit: Ich glaube, wir sind es schon, Freunde wie alle Gleichgesinnte es sein müssen. Sie haben recht gesehen. Als ich Sie von mir wies, geschah es in der Voraussetzung, die Sympathie, von der Sie mir sprachen, sei eine von jenen, die ein Mann so leicht für eine nicht geradezu scheußliche Frau faßt. Was mich betrifft, so wäre es mir nicht bloß beleidigend, sondern im eigentlichsten Sinne langweilig, der Ge-

genſtand einer ſolchen Laune zu ſein. Andere mögen es als ein unterhaltendes Spiel betrachten; ich tauge nun einmal nicht dazu. Umgang thäte mir Noth; allein es müßte ein faſt unperſönlicher ſein, und kann der unſrige ein ſolcher werden, ſo hoffe ich mir manche Freude davon.

Sie vertrauen mir?

Ja, weil es mir unmöglich wäre, Sie zu belügen; warum ſollte ich Sie für ſchlechter halten, als ich bin?

Ihre Augen begegneten ſich und verſchwammen in einen klaren, tiefen Blick, mit dem Jedes von ihnen in des Andern Seele ſchaute. Walther fühlte warmes, junges Leben ſein Herz durchſtrömen, doch blieb er ruhig; denn dieſe Bewegung war ſo verſchieden von jener, mit welcher aufkeimende Liebe ihn ſonſt erfüllt hatte. Honorine wußte zu gut, daß ihr Leben abgeſchloſſen hinter ihr liege, um das Erwachen einer ähnlichen Empfindung in ihrer Bruſt zu befürchten. Sie riß ſich zuerſt aus dieſer faſt magnetiſchen Verſenkung empor, und ſagte: Vielleicht werden Sie auf die Erlaubniß, um die Sie mich jetzt erſuchen, bald freiwillig Verzicht leiſten; doch bis dahin ſei ſie Ihnen gewährt.

Walther entfernte ſich; ſeine Gedanken blieben

bei der neugewonnenen Freundin zurück. Zu dem Interesse, das sie ihm einflößte, gesellte sich noch ein andres Gefühl: theilnahmvolles Mitleid. Ein Blick auf Honorine, ein mit ihr gewechseltes Wort reichte hin, um Jedem die Ueberzeugung zu geben, daß sie, von Luxus und Eleganz umringt, eine vornehme Erziehung genossen und Bedürfnisse kennen gelernt haben müsse, deren Befriedigung ihre jetzige Lage unmöglich machte. Der Adel ihrer Haltung, ihre reizende Sprechweise, tausend Kleinigkeiten, wiesen unwiderleglich darauf hin, daß sie in einer Familie aufgewachsen, in der Anstand, Grazie und feiner Ton heimisch waren. Aus ihrer zwar einfachen, doch zierlichen Kleidung, aus der Sorgfalt, mit der sie selbst in ihrer Zurückgezogenheit die Schönheit ihres prachtvollen Haares und ihrer marmorgleichen Hände pflegte, war zu entnehmen, daß sie von Jugend auf daran gewöhnt worden sei, ihrer Person jene Beachtung zu schenken, welche nur Frauen aus den höhern Ständen auf sich verwenden, und die einen großen Theil ihrer Reize ausmacht. Wie schmerzlich mochte es ihr fallen, in Umgebungen zu leben, die ihren Sinn für Schönheit und feinen Lebensgenuß unaufhörlich verletzen mußten! Dieser zarte, kleine Fuß, dem man es ansah, daß er früher

mit dem Steinpflaster selten in Berührung gekommen, mußte jetzt die schmutzigen Straßen von Paris durchstreifen; dieses Haupt, über welches sich früher vielleicht die vergoldete Decke eines glänzenden Salons wölbte, hatte jetzt kein anderes Obdach als ein enges, niedriges Zimmer in einer entlegenen Vorstadt; dieß Wesen, das so ganz für festliche Pracht und fürstlichen Prunk geschaffen schien, mußte mühevoll arbeiten, um zu leben. Je mehr Walther diese Vergleiche ausspann, um so mehr wuchs sein Interesse für Henriette. Vergebens sagte er sich, daß sie ja nicht die Einzige sei, die unter solchem Schicksalswechsel seufze, daß außer ihr noch Viele aus glänzenden Verhältnissen in Armuth und Sorge gestürzt worden seien. Indem sein Verstand dieß zugab, beklagte sein Herz Henriette doch ungleich mehr, als ihre Leidensgenossen, und er war nahe daran, sich zu überreden, daß von diesen allen Keiner eines bessern Looses so würdig wäre als sie.

In der Seele eines Künstlers, zumal eines in Paris lebenden, besteht ein Eindruck selten lange in seiner ursprünglichen Stärke fort und es hängt dieß mit dem Besten in seiner Natur so innig zusammen, daß es kaum erlaubt ist, dieß anders zu wünschen; denn eben aus dem beständigen Vibri-

ren ſeiner Gefühlsſaiten entwickelt ſich die Harmonie. Nach einigen Tagen gedachte Walther Honorinens kaum anders als eines holdſeligen Traumes, und als er ſich endlich auf den Weg machte, um ſie wieder zu beſuchen, geſchah es, wie er ſich ſagte, weniger um ſie zu ſehen, als weil es ihm ungezogen ſchien, eine Erlaubniß, die ihm auf ſein dringendes Bitten zugeſtanden worden war, unbenutzt zu laſſen.

Er traf Honorine nicht zu Hauſe, und, ſeltſam! obgleich er ſelbſt dieſen Beſuch nur als Sache der Höflichkeit betrachtete, war es ihm über die Maßen ärgerlich, ſie verfehlt zu haben. „Es verlohnte ſich wohl, Paris von einem Ende bis zum andern zu durchkreuzen, um dann Niemanden zu Hauſe zu finden", murmelte er vor ſich hin, warf ſich in ſein Cabriolet und fuhr ſehr verdrießlich nach dem bois de Boulogne, das ihm zu langweilig ſchien, um es länger als eine halbe Stunde dort auszuhalten. Im café anglais, wo er ſpeiſte, fand er das Eſſen abſcheulich, und Abends in der Oper ärgerte er ſich über das Diſtoniren der Mad. Stoltz und über der vierzigjährigen Mlle. Noblet Minauderien. Wunderlich! wunderlich! Von dieſen beiden Damen hatte die eine früher ganz eben ſo diſtonirt, die andre nicht um eine Grimaſſe

weniger minaudirt, und es war ihm nie eingefallen, sich darüber zu ärgern. In der übelsten Laune ging er endlich nach Hause, und nahm sich vor, seine Zeit nicht bald wieder so zu verschwenden. Wirklich hielt er sein Versprechen bis zum nächsten Abend.

Honorine war allein. Bei seinem Eintritt saß sie am Kamin, in welchem, obzwar der Mai schon begonnen hatte, wegen des ungewöhnlichen kühlen regnerischen Tages, ein kleines Feuer brannte und sah träumerisch in die Gluth. Das schöne Haupt war, vielleicht unter einer Last von Sorgen und Erinnerungen, auf die Brust herabgesunken, die weißen Hände ruhten lässig im Schooß, ihre ganze Stellung war ein Bild. Walther wußte es ihr Dank, daß er sie nicht arbeitend fand; er hatte eine wahre Idiosynkrasie gegen die sogenannten fleißigen Frauen, die auf einen Stickrahmen herabgebeugt, sich Teint und Haltung verderben, keinen Antheil an dem Gespräch nehmen, von lauter Zählen und Nachrechnen der Stiche nicht dazu kommen, andre als zerstreute, gedankenlose Antworten zu geben, und dieß Alles um ein Sophakissen oder ein paar Pantoffel zu sticken. Honorinens graziöse Indolenz schien ihm ungleich reizender, und als sie sich erhob, um ihn zu begrüßen,

hätte er sie fast bitten mögen, ihre frühere Theilung wieder anzunehmen.

Sie hatte ihm zwar einen, wie sie sich ausdrückte, unpersönlichen Umgang zur Bedingung gemacht, doch war es unvermeidlich, daß im Lauf des Gespräches auch ihre eignen Schicksale und Erlebnisse zur Sprache kamen. Dem Beispiel von Walther's Offenheit folgend, verlor sie sich in jene fast unwillkürlichen Mittheilungen, deren sich ein warmes und noch mehr ein vereinsamtes Gemüth selten ganz entwöhnen kann. Der Inhalt ihrer Geschichte hatte für Walther nichts sonderlich Ueberraschendes, ja den wesentlichsten Theil derselben hatte er schon verahnend errathen. Honorinens Vater hatte an dem allgemeinen Aufstand Theil genommen und sich nach dem Fall von Warschau mit ihr und seinem erst achtjährigen Sohn Hippolyt nach Paris begeben. Dort war er nach Kurzem seinem Gram erlegen. Honorine, selbst schutz- und hilflos, war mit dem Knaben, bei dem sie Mutterstelle zu vertreten gewohnt war, allein zurückgeblieben. Zwei Jahre hindurch hatte sie die an des Vaters Sterbebett feierlich übernommene Verpflichtung, für den Bruder zu sorgen, getreu erfüllt; da erkrankte das Kind und ein bösartiges Scharlachfieber raffte es nach weni-

gen Tagen dahin. Honorine, die keinen Augenblick von ihrem Bruder gewichen war, fühlte noch vor seinem Tode die Anzeichen desselben Uebels, das bald auch bei ihr mit furchtbarer Heftigkeit ausbrach. Wochenlang schwebte sie zwischen Leben und Sterben. Als die entscheidende Krisis endlich glücklich überstanden war, vermochte sie es wenigstens für die nächste Zukunft nicht, an einem Orte zu verweilen, wo sie Hippolyt verloren, den sie, nach Frauenart, um so zärtlicher geliebt hatte, je dringender er ihrer bedurfte, je schwerere Opfer er ihr auferlegte. Sie zog sich für einige Monate in eine kleine reizend gelegene Stadt zurück, bis die Verhältnisse ihre Rückkehr nach Paris nothwendig machten. Honorinens stolzer Zartsinn erlaubte ihr nicht, diese Nothwendigkeit ausführlicher zu bezeichnen, doch errieth Walther leicht, daß es die Sorge für ihre Existenz gewesen war, die sie gezwungen hatte, ihrem friedlichen Asyl zu entsagen. Höchst wahrscheinlich war ihr Vermögen in den Stürmen der politischen Begebenheiten zu Grunde gegangen; höchst wahrscheinlich war sie, gleich den meisten polnischen Flüchtlingen, darauf angewiesen, von den Früchten ihres Fleißes zu leben. Wenn dem so war, so konnte eine kleine Stadt, wo sich Jeder so viel als möglich auf sich selbst beschränkt, und

Talente wenig oder keine Geltung finden, wenn man sie verwerthen will, freilich kein passender Aufenthalt für sie sein. Sie müßte an einem Orte leben, wo der Luxus des Reichen das mangelnde Mitgefühl ersetzt. Es ergab sich aus Honorinens Andeutungen, daß sie sich ganz der Musik gewidmet habe, und auf der Harfe Unterricht ertheile. Auf Walthers Bitte setzte sie sich an ihr Instrument, und begann nach einem kurzen Präludium eine Phantasie in der man verstoßene Geister nach Licht und Seligkeit ringen zu hören glaubte, so herzerschütternd war die Tondichtung, so wild klagend, ungeduldig sehnend, schaurig-süß die Weise, auf welche sie vorgetragen ward. Als sie aufstand, war sie bleich und erschöpft. So mochte die Pythia den Dreifuß verlassen. Walther, in dem der Sturm ihrer Inspiration tausendfachen Wiederhall gefunden, fühlte, daß Lob und Beifall hier unzureichend wären; ernst und innig sagte er ihr weiter nichts, als: Ich danke Ihnen. Aber in seinem Innern hatte der Zauber Stimmen wachgeklungen, die sich nicht lange bezwingen lassen sollten.

Walther's Besuche wiederholten sich in immer kürzern Zwischenräumen. Sein Verhältniß zu Honorine ward immer näher, beziehungsvoller; der fromme Wahn, in welchem Beide geglaubt hatten, in

ihren Jahren, mit ihren Gaben bloß als Bekannte miteinander verkehren zu können, erwies sich bald als eitel. Wenn auch das Wort zwischen ihnen nicht ausgesprochen ward, konnten sie es sich doch nicht mehr verhehlen, daß es Liebe war, die sie zu einander hinzog. Es ließe sich schwer ermitteln, warum Walther zögerte, das Wort auszusprechen. Vielleicht glaubte er sich seiner Sache noch nicht gewiß; vielleicht fürchtete er, mit einem Laut das nachtwandelnde Glück aufzuschrecken; vielleicht wollte er auch nur diesen süßen Vorfrühling des Herzens nicht voreilig abkürzen. Doch wenn er auch schwieg, gab er sich darum nicht minder rückhaltslos dieser neuen Empfindung hin, deren Tiefe und Reinheit hinreichte, ihn zu beseligen, und in seinem Gemüth Gläubigkeit und Erhebung neu anzufachen. Honorinens Nähe, ihre sanfte Stimme, ihr Blick, der aus andern Welten herüberzuleuchten schien, genügten, ihn die Welt vergessen zu machen. Wenn er bei ihr war, vergaß er, was das Leben dem Menschen Bitteres, was die Kunst ihren Auserkornen Schmerzliches zu ertragen gibt; er glaubte an Seligkeit, weil er sie empfand. Nicht so Honorine. Je klarer sie sich ihrer Neigung bewußt ward, um so tieferer Zwiespalt zerriß ihr Gemüth. In Gebet und Thränen suchte sie

ſich loszuringen; doch wenn das entſcheidende Wort auf ihren Lippen ſchwebte, befiel ſie wieder eine namenloſe, unausſprechliche Angſt; die Zukunft ſtellte ſich ſo nachtfinſter, ſo ſtern- und troſtlos vor ihr Auge, daß es ihr leichter geweſen wäre, an ihr Herz zu greifen, und es zu verletzen, als ſich von dem Menſchen zu trennen, auf den die ganze, letzte, verzweiflungsvolle Liebe ihres verwaiſ'ten Herzens ſich geſtützt hatte. Ihr Benehmen gegen Walther war unſicher und ungleich; gezwungen, kalt und fremd, wenn ſich die Nothwendigkeit der Trennung ihrem Geiſte aufdrängte, weich und abbittend, wenn er ihr mit wehmüthig fragenden Blick in die Augen ſah.

Was ſie am tiefſten bewegte und rührte, war die Sanftmuth, mit der Walther dieſe Ungleichheiten ertrug, die ihm, da er ihren wahren Grund nicht kannte, doch nur für thörichte Launen gelten konnten. Sie wußte nicht, daß die kräftigſten Naturen auch die weichſten ſind, und daß in einer echten Männerſeele des Mitgefühls und der Zartheit unendlich mehr vorhanden, als in der engen Bruſt eines Empfindſeligen. Es blieb Walther zwar verborgen, aus *welchen* Wunden Honorinens Gemüth blutete, doch ahnte er, daß ſie tief, ſehr tief ſein müßten, und wie hochfahrend und

künſtlerkeck gegen alle Uebrigen, ſo geduldig, ſo ſchonungsvoll und ſelbſtverleugnend war er für die geliebte Kranke.

Oft, wenn er ſie Abends verließ, und vornehmlich, wenn ihre Geiſter nach vorangegangenem Zwieſpalt ſich wieder gefunden und vereint hatten, ſaß Honorine noch ſtundenlange am offnen Fenſter, und wiederholte ſich jedes ſeiner Worte, vergegenwärtigte ſich jeden ſeiner Blicke, die erleuchtend, reinigend und verzehrend, wie Gnadenblitze Gottes durch ihre Seele fuhren. Sie wußte ſich geliebt, wußte, daß ſie eines edeln Herzens beſtes Hoffen, und mußte ſich doch ſchaudernd von dieſem Gedanken abwenden, denn vor das Eden der Zukunft ſtellte ſich ihre Vergangenheit, wie der Cherub mit dem Flammenſchwerte, und die eherne Stimme des Schickſals rief ihr zu: „So hoch könnte ich dich erheben, wenn du nicht ſo tief gefallen wäreſt!“ Dann rang ſie die Hände, glühende Thränen ſtrömten aus ihren Augen; ſie ſchrie zu Gott, er ſolle ſie von dieſer Liebe löſen; ſie rief den Tod herbei: aber der Tod kam nicht, und die bekämpfte Liebe blieb die ſiegreiche. Endlich wuchſen dieſe Qualen zu ſolcher Größe heran, daß es Honorine dünkte, jeder andere Schmerz müſſe daneben verſchwinden, und kein Preis ſei zu

hoch, um wieder zum Frieden mit sich selbst zu gelangen.

Ich will, ich muß mich losreißen, sprach sie zu sich selbst. Mein schuldbeflecktes Leben soll seinen dunkeln Schatten nicht auf dieß edle, reine Leben werfen. Walther wird anfangs leiden, und mich dann vergessen; immer besser, als wenn er sich meiner erinnert, um mir zu fluchen.

An sich selbst dachte sie nicht.

Rasch die Feder ergreifend, schrieb sie einige Zeilen, die sie versiegelte, und einem herbeigerufenen Commissionär übergab; die Adresse lautete an eine schwedische Gräfin, die sich seit einiger Zeit in Paris aufhielt, und binnen Kurzem wieder in ihre Heimath zurückkehren sollte. Als das Billet abgeschickt war, verhüllte sich Henerine das Gesicht, wie ein Schlachtopfer, das den Dolch, der sein Herz durchbohren soll, nicht sehen will.

Nach wenigen Stunden hielt eine elegante Equipage vor ihrem Hause. Ein Bedienter der Gräfin Carlén meldete ihr, daß seine Gebieterin sie erwarte. Mit einer Hast, als wolle sie sich selbst betäuben, keinen Gedanken, keine widerstrebende Empfindung in sich aufkommen lassen, warf sie einen Shawl um, griff nach Hut und Handschuhen, eilte die Treppe hinab, und stieg in den

Wagen, der sie nach einem Hotel der rue Grenelle brachte.

Sie mochte seit etwa einer Stunde abwesend sein, als Walther kam, und erstaunt, sie nicht zu Hause zu finden, Françoise fragte, ob das Fräulein lange ausbleiben werde.

Diese Gelegenheit, ihrer Redseligkeit freien Lauf zu geben, war zu anlockend, als daß ihm Françoise nicht mit aller Ausführlichkeit die Begebnisse des heutigen Tages mitgetheilt hätte, die ihr um so wichtiger schienen, je einförmiger Honorinens Leben gewöhnlich hinfloß. Sie vergaß weder das morgens abgeschickte Billet, noch den gallonirten Bedienten, und eben so wenig die Equipage, die gekommen war, das Fräulein abzuholen. Nur die Hauptsache, nämlich: wann Honorine zurückkommen werde, wußte sie nicht anzugeben. Walther wartete eine Weile, und hätte noch länger gewartet, wenn ihn nicht dringende Angelegenheiten gezwungen hätten, noch an demselben Abend einige Gänge zu machen. In Eile schrieb er ein paar Zeilen, um Honorine gute Nacht zu sagen, und ihr die Hoffnung auszudrücken, sie morgen nicht wieder zu verfehlen. Er konnte sich einer Beklommenheit, die er selbst kindisch nannte, nicht erwehren. Die Mittheilungen, die Françoise

ihm gemacht hatte, verſtimmten ihn; denn der Egoismus der Liebe ließ ihn jede Veränderung, ſelbſt wenn ſie für Honorine günſtig, als ſtörend befürchten. Er ſann nach, welches Verhältniß wohl zwiſchen ihr und der Gräfin Carlén beſtehen möge, und erſt nachdem er ſich in den abenteuerlichſten Vermuthungen erſchöpft, gerieth er auf die ungleich näher liegende, die fremde Dame wolle vielleicht das Talent der jungen Polin in Anſpruch nehmen, und habe ſie deßhalb zu ſich berufen. Durch dieſe Vorausſetzung beruhigt, vermochte er über ſeine unbeſtimmten Beſorgniſſe zu lächeln, und das Einzige, was davon zurückblieb, war, daß er mit noch größerm Verlangen, als gewöhnlich, dem nächſten Abend entgegenſah.

Während Walther ſich auf dieſe Weiſe beſchwichtigte, kam Honorine bleich und verſtört nach Hauſe. Erſchöpft, wie ein Menſch, der einen ſchweren Kampf beſtanden hat, warf ſie ſich auf einen Stuhl, ohne ſich nur Zeit zu nehmen, Hut und Shawl abzulegen. Erſt als Françoiſe Walther's Namen ausſprach, richtete ſie ſich empor; ihr Blick fiel auf den Papierſtreifen, der auf dem Tiſche vor ihr lag; langſam überlas ſie die flüchtig hingeworfenen Zeilen, erhob ſich, und ging, ohne ein Wort zu ſagen, in ihr Schlafzimmer, deſſen

Thür sie hinter sich abschloß. Françoise zog sich kopfschüttelnd zurück, fand sich aber darein, den Thee, den sie nach täglicher Gewohnheit für ihre Gebieterin bereitet hatte, allein zu trinken.

In ihrem Zimmer sank Henerine, das Blatt fest an die Brust pressend, vergebend auf ihre Kniee. Sie schluchzte, ohne weinen, sie litt, ohne sterben zu können. Das Opfer war begonnen, es mußte vollbracht werden; woher ihr die Kraft dazu kommen solle, wußte sie nicht. Der Gedanke, Walther wiederzusehen, ihm die bevorstehende Trennung zu verkünden, Zeugin seines Kummers zu sein, machte ihr Herz erstarren; sie fühlte, daß dieß Wiedersehen ihr die letzte Kraft rauben, sie unfähig machen würde, den einmal gefaßten, und, wie sie selbst nun zu wohl einsah, nothwendigen Entschluß zu vollziehen. Es entging ihr nicht, daß diese Scene Erklärungen herbeiführen müßte, von deren Folgen sie zurückbebte. Ihr Widerstreben übermeisternd, schrieb sie am nächsten Morgen im Ton unbefangener Freundlichkeit an Walther, um ihm anzukündigen, daß sie Abends nicht zu Hause sein werde. Nachdem dieß Billet abgeschickt war, schien es ihr, als erlösche die Sonne am Himmel, als sei der Boden unter ihren Füßen eingebrochen. Jetzt ist es vorbei, sagte sie sich, und

ſeit ich dieß vermochte, glaube ich feſt, der Reſt werde auch zu vollbringen ſein.

Mit einem Ton, der keine Frage noch Gegenrede zuließ, ſagte ſie hierauf der ſtammenden Françoiſe, daß ſie Paris am folgenden Tag zu verlaſſen gedenke, und befahl ihr die Anſtalten zur Reiſe zu treffen. Selbſt mitzuhelfen vermochte ſie nicht; nur als ſie ein Päckchen Briefe, die ſie bei verſchiedenen, meiſtens ganz gleichgiltigen Gelegenheiten von Walther empfangen hatte, in Françoiſe's Händen ſah, ſprang ſie auf, entriß ihr dieſe theuren Reſte einer Zeit, von der bald keine andere Spur zurückbleiben ſollte, und verwahrte ſie ſelbſt. Dann verſank ſie wieder in ihre Betäubung.

Der Abend war angebrochen, das Nöthige beſorgt, die Koffer ſtanden gepackt, und es bedurfte nur noch eines Commiſſionärs, um ſie in das Hotel der Gräfin zu ſchaffen. Françoiſe ging fort, um einen zu holen, und ſchloß die Thür hinter ſich ab. Nach wenigen Minuten hörte Honorine ſie wieder öffnen. Françoiſe konnte von ihrem Gange noch nicht zurück ſein, doch vermuthlich hatte ſie Etwas vergeſſen, und war auf halbem Wege umgekehrt. In dieſer Vorausſetzung blieb

Honorine unbeweglich sitzen, bis die Thür aufging, und statt Françoise Walther eintrat.

Der Zufall hatte ihn durch Honorinens Straße geführt; aus alter Gewohnheit zu ihren Fenstern aufblickend, hatte er daselbst Licht bemerkt. Dieß hatte ihm die Vermuthung eingeflößt, Honorinens Plane für den Abend seien durch ein unvorhergesehenes Hinderniß gestört worden, und er war in das Haus getreten. Auf der Treppe hatte er Françoise begegnet, die mit ihm umkehrte, um ihm die Thür aufzuschließen, und, weit entfernt zu ahnen, daß Honorinens Abreise ein Geheimniß für ihn sei, ihm als von etwas Bekanntem davon sprach. Außer sich vor Bestürzung folgte er ihr. Beim ersten Tritt in das Zimmer erblickte er Honorine, die bleicher als je, fast bewußtlos in einem Armstuhl lag. Sein Eintritt entriß ihr eine Geberde erschreckten Abwehrens; er achtete nicht darauf, sondern dicht vor sie hintretend, sagte er ernst, ja streng: Wie konnten Sie mir dieß thun?

Sie senkte den Blick zum Boden; ein Gefühl, das der Reue und Beschämung glich, durchzog ihre Brust; doch das Bewußtsein der Reinheit ihrer Absichten erhob sie; ihre Vernunft sagte ihr, das Theil, das sie erwählt, sei das bessere, einzig

rechte, und aus dieſer Ueberzeugung ſchöpfte ſie Selbſtbeherrſchung genug, um ihm mit faſt heldenmüthiger Faſſung zu entgegnen.

Vielleicht kommt es mir zu, dieſelbe Frage an Sie zu richten. Warum wollen Sie mir das Unvermeidliche noch erſchweren?

Was nennen Sie unvermeidlich?

Meine Abreiſe.

Und warum iſt ſie es?

Weil meine gegenwärtige Lage zu drückend, zu peinlich, als daß ich länger in ihr aushalten könnte.

Ich hörte Sie nie klagen.

Weil es mir unrecht geſchienen hatte, Ihnen die Stunden, die Sie mir ſchenkten, durch Klagen und Murren zu verderben. Vielleicht errietheu Sie einen Theil deſſen, was mich drückte. Um es ganz zu fühlen, hätten Sie ſich an meiner Stelle befinden müſſen. Glauben Sie, es ſei für eine Frau ein Leichtes, in dieſer Vereinzelung, dieſer Schutzloſigkeit zu leben? Darf es Sie wundern, daß ich die Gelegenheit ergriff, die mir geboten ward, um meine Verhältniſſe gegen beſſ're zu vertauſchen? Ich erfuhr, daß Gräfin Carlèn eine Harfenſpielerin ſuche, um ſie mit ſich nach Schweden zu führen; man ſprach mir von der Gräfin, als

von einer liebenswürdigen, ausgezeichneten Frau, und dafür erkannte ich sie auch, als ich mich ihr vorstellte. Sie fand Gefallen an mir, und bald war Alles zwischen uns in Richtigkeit gebracht. Ihnen gegenüber schweig ich, nicht aus Falschheit, nicht aus Verstellung, sondern weil ich weiß, wie Wunden brennen, und ich den nothwendigen Schmerzen nicht überflüssige beifügen wollte. Sie haben meine Absicht vereitelt, und mich dadurch verurtheilt, den Kelch bis auf die Hefen zu leeren. Es sei darum, aber zürnen dürfen Sie mir nicht, daß ich Ihnen und mir Eine bittere Stunde ersparen wollte.

Walther hatte ihr schweigend, ohne äußere Zeichen der Bewegung zugehört, die Arme auf der Brust verschränkt, den Blick fest und durchdringend auf sie geheftet. Ein seltsames Lächeln umzuckte seinen Mund, als er entgegnete: Sie scheinen den rabulistischen Grundsatz wohl zu kennen, daß es keine bessere Art gibt, sich zu vertheidigen, als: Andere anzuklagen. Ich bin nicht eben so geschickt, und kann weiter nichts, als Sie auf Ihre Seele, Ihr Gewissen fragen: Glauben Sie, daß Sie noch das Recht hatten, auf diese Weise über sich zu verfügen.

Sie fühlte ihren Herzschlag stocken; Angst und

Verwirrung entriſſen ihr die unüberlegte Frage: Und warum nicht?

Weil Sie wiſſen, daß ich Sie liebe, verſetzte Walther kurz, doch mit erſchütterndem Nachdruck.

Sie kannte Walther's Neigung, ja es war eben dieſe, die ſie von ihnen trieb; dennoch fuhr ſie unwillkürlich zuſammen, als ſage er Etwas, das ſie nie geahnet. Mit dem Gedanken hatte ſie zu ringen vermocht, als er aber von dem Körper des Wortes umkleidet ihr entgegentrat, war ihre Kraft der ſeinen untergeordnet. Sie verſtummte.

Oder wollen Sie mir ſagen, daß Sie es nicht wußten? fragte er ſcharf, ja höhnend weiter.

Das Verletzende dieſes Tones gab Honorinen ihr Selbſtgefühl wieder; ſie konnte ſich unter dem Blitz des Himmels beugen, aber jeder Beleidigung gegenüber erhob ſich ihr Haupt nur um ſo ſtolzer. Sie ſtand auf, und ſagte kalt: Wenn es Ihre Abſicht war, mir auf dieſe Weiſe den Abſchied zu erleichtern, ſo haben ſie Ihren Zweck vollkommen erreicht. Ich weiß nunmehr, daß ich keinen Freund zurücklaſſe.

Es lag in dieſen Worten eine ſolche Majeſtät des Schmerzes, daß Walther ſich ſeiner Heftigkeit und Uebereilung ſchämte. Sanfter entgegnete er:

Sie wiſſen, ſagen Sie, wie Wunden brennen? Wenn dem wirklich ſo iſt, ſo können Sie den Schmerzensſchrei des in ſeinem innerſten Leben, ſeinen beſten Hoffnungen Verletzten nicht als Beleidigung hinnehmen. Nicht wie früher, ſondern ernſt, wahrhaft und innig frage ich Sie: Ahnten Sie meine Liebe wirklich nicht?

Und hätte ich ſie geahnt, mein Handeln wäre doch daſſelbe geblieben.

So fühlen Sie Widerwillen gegen mich? Mein Gott! wozu denn dieſe Verſtellung?

Sie halten mich deren nicht fähig, ſagte ſie raſch.

Muß ich es nicht? Sah ich ihr Auge nicht oft ſeelentief und verſtändnißinnig auf mir ruhen? Hörte ich Ihre Stimme nicht oft weich und ſanft, wie für keinen Fremden, in mein Herz tönen? Ließen Sie mich nicht hoffen, daß ich Ihrem Leben Etwas ſei? Warum dies Alles, wenn ich Ihnen gleichgiltig bin? wenn mein glühendſter Wunſch Ihnen nicht der Mühe werth ſcheint, ſeinetwegen von dem Wege, den Sie ſich vorzeichneten, abzugehen? O, warum trieben Sie dieß frevelhafte Spiel?

Das that ich nicht. Dennoch haben Sie ein Recht, mich anzuklagen; denn die bloße Voraus-

ſetzung, es könne ſo kommen, hätte mich beſtimmen ſollen, auf meiner urſprünglichen Weigerung, Ihre Beſuche zu empfangen, unerſchütterlich zu beharren. Daß ich dieß nicht that, ward zum Quell des Unheils. Und doch verdiene ich keine ſo harte Beſchuldigung; denn Wenige hätten an meiner Stelle anders gehandelt. Mein Verbrechen beſteht darin, daß ich nicht den Muth hatte, die einzige Freundeshand, die ſich mir darbot, zurückzuſtoßen. Dieß hätte ich über mich gewinnen ſollen, und ſchmerzlich muß ich jetzt die Schuld meiner Feigheit büßen.

Ihre Stimme bebte, und ihre Thränen brachen unaufhaltſam hervor.

Walther fühlte die heißen Tropfen auf ſein Herz fallen, und im Innerſten bewegt, fragte er leiſe: Wenn keine Stimme in Ihnen gegen mich ſpricht, warum wollen Sie unſer Glück zerſtören?

Unſer Glück? — Ich weiß von keinem.

Auch ich wußte von keinem, und lernte es durch Sie kennen, ja vielleicht nie lebhafter, als jetzt, wo Sie mir es entreißen wollen. Als wir uns das erſte Mal begegneten, war mein Geiſt von Ueberdruß, mein Herz von Unglauben erfüllt; Sie machten mich wieder gläubig, Sie verliehen meinem Leben Reiz und Friſche. Wenn ich Sie

ſah, vergaß ich, daß es Schlechtes und Gemeines auf Erden gebe; ich war glücklich.

Honorine! fuhr er beſchwörend fort, und ſeine Hände umſchloſſen die ihrigen, ſein Blick tauchte, wie in einen Abgrund, in ihr Auge. Warum wollen Sie dies Alles vernichten? Warum wollen Sie mich zum Zweifel an Ihrem Gemüthe zwingen, an das ich glauben muß, wenn ich Frieden halten ſoll mit mir ſelbſt? Kann es Sie reizen, ein Glück, das vertrauend in Ihre Hand gelegt ward, zu zerſtören? Wenn ich Sie verlöre, was ſollte aus mir werden?

Und was ſollte aus mir werden, wenn ich bliebe?

Was ſonſt, als meine Gattin?

Das entſcheidende Wort war ausgeſprochen. Beide ſahen ſich, räthſelhaft beſtürzt, ja faſt erſchreckt an, dann wandte Honorine langſam das Antlitz ab, und Walther, dieſe Bewegung mißdeutend, ſagte mit ſchmerzlicher Entmuthigung:

Verzeihen Sie! Ich ſehe, daß ich zu kühn war.

Das waren Sie; doch nicht in dem Sinne, wie Sie meinen. Zu kühn nenne ich Sie, weil Sie das Glück Ihres ganzen Lebens auf's Spiel ſetzen wollen. Gott weiß, wie ſehr ich wünſchte, es möge nicht zu dieſer Erklärung kommen; da ſie

aber unſeliger Weiſe doch begann, ſo mag ſie nun auch vollſtändig ſein. Ich konnte mir einen Schmerz erſparen wollen; mich, wenn er einmal unabweislich da, feig von ihm abzuwenden, liegt nicht in meinem Weſen. Es iſt wahr. Ich ahnte Ihre Neigung; doch zugleich erkannte ich auch, daß uns Beiden nichts Gutes daraus entſprießen könne. So wie unſer Verhältniß bisher war, konnte es nicht länger fortbeſtehen, denn es iſt uns Menſchen nicht gegeben, bloß in dem Bewußtſein unſrer Liebe jede Befriedigung zu finden. Andere Hoffnungen, andere Wünſche treten hinzu, und welche Erfüllung hätte dieſen werden ſollen? Einem Bündniß, das lichtſcheu und angſtvoll vor den Blicken der Welt ſich verbergen muß, kann nur Schmerz und Schmach entfließen, und Ihnen öffentlich als Gattin angehören, kann ich nicht.

Warum? Warum?

Weil ich mich nie vermählen werde.

Sie ſelbſt ſagten, unſre Erklärung ſolle vollſtändig ſein; ich darf Sie daher auch fragen, was dieſen Entſchluß in Ihnen veranlaßte.

Belügen will ich Sie nicht, und die Wahrheit kann ich Ihnen nicht ſagen. Laſſen Sie mich alſo darüber ſchweigen. Wenn aber auch der eigent-

lichſte Punkt und Kern unerwähnt bleiben muß, ſo darf ich Ihnen doch von andern Rückſichten ſprechen, die, wenn auch nicht ſo weſentlich, immerhin wichtig genug ſind. Langes Unglück hat meinen Charakter ſchroff und herb gemacht; ich tauge nicht mehr für beſtändigen Umgang; meine Stimmungen ſind ungleich, wechſelnd, oft verletzend, und Sie würden die Nachtſicht, mit der Sie bisher meine Reizbarkeit ertrugen, nicht immer behaupten können. Es iſt nicht ſo ſchwer, die Fehler eines Menſchen zu ertragen, den man manchmal auf eine flüchtige Stunde ſieht; ein Anderes iſt es, ſein Leben mit ihm zuzubringen, und ſein ganzes Leben von jenen Mißtönen beherrſchen zu laſſen.

Sie trauen mir alſo die Macht nicht zu, Sie glücklich, und dadurch wieder ſanft und mild zu machen. Honorine! Warum wollen Sie an der ſchönſten Wunderkraft der Liebe zweifeln? Sie ſelbſt aber geſtehen, daß dieſes nicht die weſentliche Urſache Ihrer Weigerung ſei. So beſchwöre ich Sie bei Allem, was Ihnen heilig, laſſen Sie mich den wahren Grund wiſſen.

Sie preßte beide Hände auf ihre Stirne; ihre Zunge war ſchwer, wie die einer Vergifteten, als

ſie langſam und tonlos fragte: Und wenn ich Ihrer nicht würdig wäre?

Stille! Stille! rief er mit heiligem Liebeszorn. Wenn ein Menſch es wagte in meinem Beiſein ein ähnliches Wort über Sie auszuſprechen, mit den Waffen in der Hand würde ich ihm antworten, und ſelbſt von Ihnen werde ich es nie dulden, daß Sie auf das heiligſte Bild meines Glaubens einen Schatten werfen. Kenne ich Sie nicht? Weiß ich nicht, daß noch kein reineres Weib über dieſe dunkle Erde ging? Könnte ich Sie ſo namenlos, ſo über Alles lieben, wenn es mich nicht zugleich triebe, in frommer Ehrfurcht vor Ihnen das Knie zu beugen? Honorine! Meine Heilige! Sag', daß du mich nicht verwirfſt, und dann ſei es meine Sorge, deiner würdig zu werden.

Er hatte ſeine Linke, inbrünſtig flehend, um ſie geſchlungen; ſeine Rechte zog das Tuch, mit dem ſie ſich das Geſicht verhüllte, hinweg. Sie war bleich, wie eine Todte; ihre Lippen zuckten krampfhaft; ſie fühlte ſich dem Kampfe nicht mehr gewachſen. Sie hatte nicht gewußt, daß Walther ihr ſo unausſprechlich theuer war. Vielleicht hätte ſie es vermocht, ihr eigenes Herz zu brechen, doch dem Geliebten eine, wie ſie jetzt erſt einſah, un-

heilbare Wunde zu ſchlagen, ging über ihre Kraft. Sie vergaß Vergangenheit und Zukunft, ſah nichts, als nur ihn allein. Eine weiche Stimme ſprach in ihrer Bruſt: Haſt du nicht genug gelitten, genug gebüßt, um auf Vergebung, auf Sühnung hoffen zu dürfen? Willſt du den Gnadenbrief, den Gott dir bietet, mit frevelhafter Hand zerreißen? Iſt Reue nicht eine zweite Unſchuld, und wer hat mehr bereuet, als du — —

Beſinnung und Erkenntniß wichen von ihr; ſie klammerte ſich an den Gedanken, ein ganzes Leben voll Reinheit und Treue werde vermögend ſein, einen Fehltritt auszulöſchen. Thörin! wußteſt du nicht, daß die Vergangenheit, wie Pilatus, ſpricht: „Was ich geſchrieben habe, bleibt geſchrieben!“ — —

Nur ein Zweifel machte ſie noch ſchwanken; dieſer mußte gelöſ't werden; dann wollte ſie das Spiel auf Leben und Tod wagen. Gleich einer feierlichen Beſchwörung ging die Frage über ihre Lippen: Liebſt Du mich genug, um daß kein Schmerz auf Erden, und wär's der größte, ja wär's ſelbſt mein Verluſt, Dich zu dem Wunſch bewegen könnte, mich nie beſeſſen zu haben? Prüfe dein Herz, und ſagt es Dir, daß ihm für mich kein Preis zu hoch dünkt, ſo will ich Dein ſein.

So wiſſe, rief er, daß ich Dich liebe über alles Irdiſche, über alle Zeitlichkeit hinaus; daß mir Schmerz und Luſt gleich nichtig ſcheinen, wenn ich ſie mit Dir vergleiche; daß keine Verwirrung, kein Fehltritt, den Du je begehen könnteſt, groß genug wäre, meinen Glauben an das ewig Gute in Dir zu erſticken, daß — —

Walther! Walther! rief ſie, mit einem Schrei des Schmerzes und des Jubels an ſeine Bruſt ſtürzend.

Er umſchlang ſie, und beugte ſich zurück, um keinen Blick in das theure Antlitz zu verlieren. So ſtanden ſie der Welt entrückt, und nur wie eines zerfloſſenen Traumes der Erde gedenkend, in jener Entzückung, die das Herz zu brechen, die Nerven zu zerreißen droht. Honorine fühlte es, und wie von dem Glanze einer himmliſchen Erſcheinung geblendet, die Augen ſchließend, flüſterte ſie: Den Tod! den Tod!

Du wollteſt von mir ſcheiden? fragte er. Sagte ich Dir nicht, klang die Antwort, daß ich eine Liebe fordere, die ſtark genug, um Dich ſelbſt meinen Verluſt verſchmerzen zu machen?

Verluſt? wiederholte Walther in den Brand ihrer begeiſterten Inbrunſt hineingezogen; es gibt keinen mehr für uns. Und ſollte ich Dich auf

ewig verlieren, Du bliebeſt mir ein ewiger Gewinn.

Dann bin ich Dein, und mag die Zukunft werden, wie ſie wolle.

II.

Vierzehn Tage ſpäter ſtanden Honorine und Walther in der Kirche St. Germain en Laye vor dem Altar. Sie hatten abſichtlich eine frühe Morgenſtunde gewählt, um nicht durch den Zudrang von Neugierigen und der pflichtſchuldigen Theilnahme von Walthers Bekannten geſtört zu werden; auch befand ſich außer dem Prieſter, dem Brautpaare, den Zeugen und einigen alten Frauen, Niemand in der Kirche. Auf Walthers Zügen malte ſich tiefſinniges Glück, das ihn auf faſt unbegreifliche Weiſe verſchönerte; Honorine war mehr in ſich verſunken, ſchien mehr kühn entſchloſſen, als froh beſeligt. Es war, als tauche ihr Blick mit Sehermacht in die Zukunft, als wiſſe ſie in dem Moment, wo ſie das Glück in langen Zügen trank, ein feindliches Geſchick werde ihr den Becher von den Lippen reißen, um ihn ihr zerſchmettert vor die Füße zu werfen, und als ſcheue ſie dennoch weder Kampf noch Untergang. Mit feſter, klarer Stimme ſprach ſie das entſchei-

dende „Ja" aus, und fügte mit heißer Inbrunst in Gedanken hinzu: Im Namen meiner Leiden, meiner Schmach und meiner Reue.

Die heilige Handlung war beendet. Die Neuvermählten verließen die Kirche; man begab sich in Walthers Wohnung. Dort wurde ein Frühstück eingenommen, eine Stunde mit Gespräch und Abschiednehmen zugebracht, dann trat ein Bedienter mit der Meldung ein: die Postpferde ständen bereit. Von den wenigen Gästen begleitet, stieg Walther, seine junge Frau am Arme führend, die Treppe hinab in den Hof, wo die Chaise stand, die sie dem lärmenden und im Hochsommer nichts weniger als reizenden Paris entführen sollte. Er wollte den Rest der schönen Jahrszeit in der Schweiz zubringen, und dann nach einem Ausflug durch Ober-Italien vielleicht nach Paris zurückkehren. Doch war dies Letztere noch sehr ungewiß; denn bei vielen Gelegenheiten hatte Honorine einen so entschiedenen Widerwillen gegen diese Stadt ausgesprochen, daß Walther darauf zu sinnen begann, welchen andern Ort er wohl am füglichsten zu seinem künftigen Aufenthalte wählen könne. Es schien natürlich, daß Honorine nicht gern in einer Stadt verweilen mochte, wo ihr jeder Schritt traurige Erinnerungen zurückrief, und er, der je-

des rauhe Lüftchen hätte von ihr abwehren wollen, litt ſelbſt unter dem Gedanken dieſer beſtändigen Trübung ihres Geiſtes. Indeſſen ward noch keine beſtimmte Wahl getroffen, ſondern dem Zufall oder irgend einer plötzlichen Eingebung die Entſcheidung überlaſſen.

Fremder, der du dieſe Blätter lieſeſt! ich möchte dich kennen, um zu wiſſen, ob es dir je im Leben ſo gut ward, zur Zeit, wo die Blumen noch blühen und die Früchte ſchon reifen, die ein Doppellaut iſt von Duft und Süße, an der Seite eines geliebten Weſens, ein dir noch unbekanntes Land zu durchſtreifen, wohin dich Wunſch und Sehnſucht oft getragen, und welches du nun noch viel ſchöner fandſt, als in deinen Träumen? Wenn dir je ſo wohl ward: ſo laß uns ſchweigen, wie Wiſſende gern thun. Und biſt du Einer von denen, die Seligkeit ahnen, ohne ſie erreichen zu können: ſo will ich dir dieſe nicht ſchildern, damit du es nicht zu bitter empfinden mögeſt, daß ſie dir verſagt blieb. Biſt du aber, was Gott verhüte! gar Einer von den Philiſtern, die es albern finden, daß man ſeinen wohlgeordneten Haushalt gegen Straßenſtaub und ſchlechte Betten in den Gaſthäuſern vertauſcht, die es für thöricht erachten, einen Berg zu beſteigen, weil man oben doch

nur ſieht, was man unten noch deutlicher ſehen könnte: ſo will ich vollends kein Wort an dich verlieren. Du würdeſt es doch nie begreifen, was es heißt, beim Morgenſonnenſtrahl hingehen, die ſtaunende Andacht des eignen Herzens auf geliebten Zügen wiederfinden, von dem heißen Strahl des Mittags in den Wald flüchten, di herbe Lieblichkeit ſeines Duftes einathmen, ſeine Schatten und Lichten über ein theures Antlitz ſpielen ſehen, — Abends, wenn die Sonne ſcheidet, daß ſie nicht alles Licht von dir fortnimmt, da dir ein Weſen bleibt, das fähig, dir jede Nacht zu erhellen, und beim Mondenglanz dein Herz emporrauſchen fühlen, wie das heilige Meer! — Wenn du's begreifſt, ſo brauche ich dir's nicht zu ſagen; und begreifſt du's nicht, ſo wär's fruchtlos, dir's zu ſagen. Darum: Schweigen für alle Fälle.

Anfangs Oktober verließen unſre Freunde die Schweiz, wo ſie alle Herrlichkeit der Natur und der Liebe genoſſen hatten, und begaben ſich über Domo d'Oſſola nach Mailand. Walther war früher nie dort geweſen; er hatte ſich gefreut, Honorine mit den Eigenthümlichen italieniſchen Lebens bekannt zu machen, doch dieß war nicht der Ort dazu; denn von allen italieniſchen Städten iſt

Mailand diejenige, die am meisten fremdländisches Gepräge angenommen hat. Sie blieben nicht länger in der lombardischen Hauptstadt, als eben nöthig, um ihre Merkwürdigkeiten und Kunstschätze zu besichtigen; dann schlugen sie über Mantua, Brescia und Verona den Weg nach Venedig ein.

Venedig! du einzige, geliebte Stadt! Wenn es auf Erden eine Stätte gibt, die den Verbannten seine Heimath kann vergessen machen, so bist du es; wenn es ein Asyl gibt, in dem bedrängte Herzen ihre Bürden von sich werfen, so bist du es; wenn es einen Himmel gibt, der jede Seele zwingt, seinen Glanz abzuspiegeln, so ist es der deine. Worin liegt dein Zauber? Worin liegt deine Macht? — Dich liebt man nicht wie eine schöne Stadt, sondern wie einen hohen Menschen, der viel gelitten hat, so viel, daß er jeden fremden Schmerz zu verstehen, zu heilen weiß. Deine Trauer ist so erhaben, daß jedes persönliche Leid daneben verschwindet. Was dir an unentreißbarer Herrlichkeit blieb, ist so reich, daß es alle dunkeln Schatten golden überstrahlt. Wenn der Schmerz einen müden Geist gleich Ahasver durch die Welt jagte — umwehen ihn deine Lüfte, so wird der Fluch sich lösen und er wird Ruhe finden; wenn die vertriebene Königin Poesie keine Zufluchts-

ſtätte mehr hat, ſo nimmſt du ſie auf, du ſicherſtes Aſyl Aller, die Gold-, Lorbeer- oder Dornenkronen tragen. Wer dich einmal geſehen, der kann deinen Namen nicht wieder ausſprechen hören, ohne daß räthſelhaftes Heimweh ihn befiele, und ewig wird er deiner gedenken, mit ſehnender Wehmuth, wie eines erſten Liebestraums. Ueber dich ward alle Pracht ausgegoſſen, und wie eine fürſtlich reiche Mutter vermagſt du jedem deiner Kinder zu geben, was es am meiſten freut. — —

Auch Honorine empfand die ganze Macht dieſes Zaubers. Es war ihr, als trete ſie in eine heimathliche Welt; jeder künſtleriſche Inſtinkt ihrer Seele ward geweckt, jeder ihrer Träume übertroffen. Staunend durchwandelte ſie den Pallaſt, von dem Walther einen Theil gemiethet hatte; er gehörte einer patriziſchen Familie, die auf ihren Gütern bei Rovigo lebend, ihn an Fremde, die ſich für einige Zeit in Venedig fixiren wollten, zu überlaſſen pflegte. Es war ein majeſtätiſcher, halb gothiſcher, halb byzantiſcher Bau mit vorſpringenden Erkern, hohen, in Spitzbogen zulaufender Fenſtern, imabſehbaren Gallerien und rieſenhaften Sälen, deren Plafonds und Wände mit Bildern und Freskogemälden alter Meiſter geſchmückt waren. In Polen hatte Honorine gold-

ſtarrenden Luxus, in Frankreich jedes Raffinement der Eleganz kennen gelernt, doch erſt in Venedig begriff ſie, was echt ariſtokratiſche Pracht ſei. Ja, ſie glaubten an die Zukunft, die dieſe Paläſte aufführten; ſie hatten Sinn für Gewaltiges und Liebliches, die dieſe harten Marmorquadern wie Diamanten zuſchliffen, und den dem Meere abgetrotzten Cortile in einen Garten umzauberten, deſſen Roſen- und Jasminlauben ſich mährchenhaft aus der Fluth erheben. Anderwärts baute man, um ein Obdach zu haben, unter dem man eſſen, ſchlafen und arbeiten könne; in Venedig baute man, um der Schönheit, dem heitern Genuß Tempel zu errichten, um der Nachwelt Denkmäler zu hinterlaſſen von der Kraft und Hoheit vergangner Tage. In ſolcher Umgebung muß jeder Sinn ſich emporrichten und jede Seele muß größer werden.

Walther ſcherzte oft darüber, daß Honorine ganz und gar zur Venetianerin geworden. Wer die Wunderſtadt kennt, wird dieſe Umwandlung leicht begreifen. Wenn das Leben irgendwo ſo ſanft, ich möchte ſagen, ſo weich hinfließt, daß du ſein Hingleiten nicht bemerkſt, ſo iſt es in Venedig. Und das Leben nicht fühlen, was heißt es anders als — keinen Schmerz empfinden?

Schon von dem Augenblick an, wo Honorine Paris verlassen hatte, schien ein andrer Geist über sie gekommen zu sein. Sie athmete freier; die Hoffnung lebte in ihrer Brust wieder auf, und wenn auch ihr Blick noch manchmal mit schmerzlich flehendem, klagendem Ausdruck auf Walther ruhte, so verschwand diese Trübung doch bald vor der Heiterkeit, die sie auf seinen Zügen las. Sie wußte, wie wehe es ihm that, sie düster zu sehen; um ihm Freude zu machen, zwang sie sich zum Lächeln. Es mochte sie Anfangs vielleicht Ueberwindung kosten, doch übt das Aeußre so große Gewalt über das Innere, daß wir bald zu dem werden, was wir scheinen wollten. Die Zerstreuungen der Reise, die tausend neuen und reizenden Gegenstände, die sich ihr darboten, trugen das Ihrige dazu bei, Honoriens frühern Trübsinn zu verscheuchen. Wie der Schmetterling seine Hülle, so durchbrach die angeborne Lieblichkeit und heitre Anmuth ihres Wesens jede Verpuppung des Schmerzes. Jeder Tag entfaltete an ihr einen neuen Reiz und so war es natürlich, daß auch Walthers Liebe mit jedem Tage wuchs. Zum ersten Mal fühlte er sich glücklich, daß seine Verhältnisse glänzend genug waren, um ihm zu erlauben, die Geliebte mit Allem zu umgeben, was

ein Leben verſchönern und verſüßen kann. Er ſegnete ſein Talent, das ihn in dieſe Lage verſetzte, die Stunde der erſten Begegnung und vor Allem Honorine ſelbſt, die dadurch, daß ſie ſich von ihm beglücken ließ, Glück und Freude in ſein Daſein brachte.

Walthers Liebe zur Kunſt war zu innig, als daß ſie unter dieſer neuen Empfindung gelitten hätte. Er ſchuf im Gegegentheil nun aus um ſo reicherm Herzen, lichterm Geiſte und die ſonnige Klarheit ſeines Innern theilte ſich ſeinen Schöpfungen mit. Ein Quell von Freude war ihm Honoriens rege Theilnahme an ſeinen Arbeiten. Es iſt zwar nichts weniger als nothwendig, daß eine Frau die Beſchäftigungen ihres Gatten theile, aber Sinn und Intereſſe muß ſie dafür haben, wenn er ſich nicht troſtlos allein fühlen ſoll. Honorine war keine Künſtlerin, doch ihre Organiſation war die einer ſolchen. Sie ehrte die Kunſt als die höchſte Blüthe menſchlicher Bildung; ſie konnte ſich eines ſchönen Gemäldes, Gedichtes, Liedes ſo lebhaft freuen, wie Andre eines perſönlichen Glücksfalls. Eines Tages, als Walther arbeitend an ſeiner Staffelei ſaß, fühlte er einen warmen Hauch auf ſeiner Stirn; er blickte empor und ſah Honorinen, die ſich zu ihm herabbeugend

mit ihrem ſüßen Lächeln ſagte: Unterbrich Dich nicht! ich liebe Deine Bilder, als hätte ich ſie ſelbſt gemalt.

Das iſt natürlich, denn Du hilfſt mir ja, ſie zu malen.

Dadurch, daß ich Dich jeden Augenblick ſtöre und Dich zwinge, von der Arbeit wegzuſehen?

Dadurch, daß Du mir die Kraft gibſt, das Werk zu beginnen und zu vollenden.

Dieſe Kraft hatteſt Du doch auch, bevor Du mich kannteſt.

Ja, aber ich hätte ſie nicht mehr, wenn ich Dich jetzt verlöre.

Der ganze Schmerzensausdruck früherer Tage umflorte Honorinens Züge, als ſie entgegnete: Haſt Du vergeſſen, daß Du mir einſt ſagteſt: Und wenn ich Dich auf ewig verlöre, Du bliebeſt mir ein ewiger Gewinn?

Honorine! Du biſt ſonſt ſo weich, ſo gut; wie magſt Du Freude daran finden, mir einen Gedanken vorzuhalten, der mich im Innerſten entſetzen muß? Was könnte uns ſcheiden, als der Tod? Und wer liebt, glaubt nicht an ihn, ja die Liebe trägt kein lichteres Abzeichen ihrer Göttlichkeit, als daß ſie das Bewußtſein der Vergänglichkeit

von uns nimmt, und uns ſchon hier im Geiſte zu Unſterblichen macht. — —

Ihr äußeres Leben war einförmig und verfloß in großer Zurückgezogenheit. Von verſchiedenen Seiten verſuchte man den berühmten Maler und ſeine blendendſchöne Frau in geſellige Kreiſe zu ziehen; doch Beide genügten einander zu ſehr, um nach andern Zerſtreuungen zu verlangen, als nach jenen, die ihnen die Kunſt darbot. Der Beſuch der Kirchen und Gallerien, Fahrten nach den umliegenden Inſeln, Spaziergänge längs der riva degli Schiavoni, füllten die nicht der Arbeit geweihten Stunden aus. Die Abende brachten ſie meiſtens in ihrer Wohnung zu; nur ſelten war Honorine zu bewegen, ſich mit der übrigen ſchönen Welt Venedig's am Marcusplatz oder im café Florian einzufinden. Die Theaterſaiſon hatte noch nicht begonnen, da die Fenice bekanntlich erſt Ende Dezember eröffnet wird. Jetzt rückte dieſer wichtige Tag heran, und um ihm noch mehr Feierlichkeit zu verleihen, ſollte die Paſta in Bellini's: Beatrice di Tenda auftreten. Ganz Venedig ſprach von nichts Anderm, und Walther, von der allgemeinen Neugier angeſteckt, ruhte nicht eher, bis Honorine ihm zu Liebe den Wunſch ausſprach, dieſer Vorſtellung beizuwohnen. Schnell ward eine

Loge beſorgt, die Gondel für den Abend beſtellt; und Walther, der die leicht verzeihliche Schwäche hatte, ſeine Frau geſchmückt zu ſehen, verließ ſie um ſechs Uhr mit der Bitte: ſich recht ſchön zu machen.

Wir wollen hier nicht genau unterſuchen, ob ſie ſich einzig und allein aus Gehorſam dieſem Befehl fügte; gewiß iſt, daß ſie ihn in ſeinem ganzen Umfang vollzog, denn als Walther nach zwei Stunden zurückkehrte, um ſie abzuholen, überraſchte ihn ihr Anblick, als hätte er ſie früher nie geſehen. Es gibt Leute, die behaupten, Schönheit könne durch den Putz nur verlieren; es gibt keine albernere Behauptung. Höchſtens kann ſie von jener handfeſten Schönheit gelten, deren Trivialität durch den Contraſt, in welchem ſie mit der Eleganz der Kleidung ſteht, um ſo auffallender wird; wo aber echter Adel in Geſtalt und Zügen, ſcheint die höchſte Pracht des Anzugs nur eine natürliche Zuthat, und dieſe Vornehmheit war der eigentlichſte Charakter von Honorinens Schönheit. Sie trug ein Kleid von weißem Seidenſtoff, um Bruſt und Schultern mit breiten, koſtbaren Spitzen beſetzt. Das überreiche, nachtſchwarze Haar war mit Perlen durchflochten, auf dem Hinterhaupt in einen griechiſchen Knoten

verſchlungen und vorn in Locken gelegt, die bis auf den Buſen niederwogten. Prachtvolle Cameen umzirkten ihre Arme, deren unvergleichliche Schönheit einen Bildhauer hätte inſpiriren können. Um den Hals trug ſie Perlenſchnüre, die jedoch eben ſo gut hätten wegbleiben mögen, da man ſie auf dieſer Haut, deren Weiße der übrigen nicht nachſtand, kaum unterſchied. So ſaß ſie, mit einem friſchen Blumenſtrauß ſpielend, wartend auf dem Sopha, als Walther eintrat. Sie ſtand ſchnell auf, und war im Begriff, ihren Mantel umzuwerfen, als er ſie davon zurückhielt. Erſt laß Dich recht betrachten, ſagte er.

Mit italieniſcher Grazie drehte ſie ſich ſcherzend langſam nach allen Seiten um, bückte ſich, um ihren Kopfputz zu zeigen, ſtreckte die Arme aus, um die Cameen ſehen zu laſſen, und fragte dann mit einer Coketterie, die um ſo reizender, je weniger ſie mit ihrem Weſen gemein hatte: Bin ich Dir ſo recht?

Mein Gott! wie ſchön Du biſt!

Das bemerkſt Du erſt jetzt? lachte ſie.

Nein, aber ich liebe Dich zu ſehr, daß ich meiſtens gar nicht Zeit finde, an Deine Schönheit zu denken.

Du hältſt mich alſo für würdig, mich in der Fenice an Deiner Seite zu zeigen?

Für würdig, daß Raphael deinetwegen dem Grabe entſtiege, um Dich zu malen.

Um Himmelswillen, ſag' das vor Niemanden! Die Leute wären im Stande zu zweifeln, ob wir auch wirklich verheirathet ſind; denn daß man ſeiner Frau dergleichen Dinge ſagt, iſt ganz unerhört. Und was Raphael betrifft, ſo wollen wir ihn in ſeinem Grabe laſſen; ich bin ein Poltron, und würde mich zu einer ſolchen Sitzung kaum entſchließen. Wenn ein andrer Maler ſeine Stelle vertreten wollte, nun ſo ließe ſich ein Wort darüber ſprechen.

Generine! es gilt.

Nur nicht für jetzt. Wir müſſen eilen, wenn wir die Sontita der Paſta nicht verſäumen wollen.

Der Saal war bereits zum Erdrücken voll, als ſie ankamen. Walther hatte manchen ſchweren Strauß zu beſtehen, bis er der auf allen Seiten in Anſpruch genommenen Logenbeſchließerin habhaft werden konnte. Endlich befanden ſie ſich an Ort und Stelle. Der Vorhang flog auf und Filippo ſang ſeine Cavatina; das Publicum blieb unruhig und bewegt; denn man war mehr um der Paſta willen als wegen Bellini's Muſik gekom-

men. Erſt als das klagende Ritornell das nahe Auftreten der Diva verkündigte, verbreitete ſich tiefe Stille, die ſich jedoch in einen tobenden Beifallsſturm verwandelte, als ſie endlich auf der Bühne erſchien.

Geneigter Leſer! wenn du das Unglück hatteſt, die Paſta vor ein paar Jahren auf ihrem ruſſiſchen Feldzug zu hören, ſo bitte ich dich: vergiß darauf und glaube, daß dieſe Frau einſt ein wandelnder Sphärenton war. Andre Sängerinnen mochten friſchern Jugendreiz, größere Stimmmittel beſitzen; wenn aber die Paſta kam, und nichts als ihr Genie in die eine Wagſchale legte, ſo ſchnellte die der Andern hoch empor. Wer die Paſta damals ſah, wenn ſie als Desdemona mit aufgelöſtem Haar und gerungenen Händen ihr: S' el padre m' abbandona! flehte; wer ſie damals hörte, wenn ſie als Romeo begeiſtert, wie der ſterbende Schwan ihr Scheidelied ſang, wenn ſie als Norma furchtbar wie das Element hinraſ'te in donnerndem Zorn, bis ſie dann wieder mit Einem Ton den ganzen Blüthenflor der Liebe enthüllte, der hat eine Erinnerung für das ganze Leben gewonnen. Die Paſta war der Geiſt der Romantik in claſſiſch antiker Form. Bellini verſtand ihr Talent und keine Sängerin verſtand

ihn beſſer, als ſie; darum hatte ſie, trotz vielfachen Abrathens, die Beatrice des ſicilianiſchen Maeſtro zu ihrem Debüt gewählt, und der Erfolg bewies die Unfehlbarkeit ihres künſtleriſchen Inſtincts. Der Enthuſiasmus des Publicums ſtieg mit jeder Geſangsnummer, und wurde bei dem Duett:

Orombello! stragurato!
Dal mentire che hai tu sperato?

zum wahren und wirklichen Fanatismus. Wer ſang aber auch dieſe Stelle jemals, wie Giuditta Paſta? Wer wußte in die wenigen Worte ſo welt- und todverachtende Hoheit, ſo herzzerreißenden Vorwurf, ſo ungeheuren Schmerz über den tiefen Fall des Geliebten zu legen? Honorine, deren Empfänglichkeit für Muſik an's Krankhafte grenzte, brach in Weinen aus, und immer heftiger ſtrömten ihre Thränen, als Poggi mit den weichſten Tönen ſeines weichen, ſüßen Organs antwortete:

Jo soffrii, soffrii tortura!

Von tauſend Gefühlen zerriſſen verhüllte ſie ſich das Geſicht, und in ihrem Innern klang es wieder: Jo soffrii, soffrii tortura!

Mit lebhafter Unruhe bemerkte Walther ihre

Erschütterung; er kannte die außerordentliche Reizbarkeit ihrer Nerven, und wußte, daß sie eine so heftige Aufregung mit wochenlangem Leiden bezahlen zu müssen pflegte. Inständig bat er sie, das Ende der Oper nicht abzuwarten, und das Theater zu verlassen, da die Eindrücke, die sie bereits erhalten, zu stark, um nicht jeden folgenden gefährlich zu machen. Sie fühlte, daß er Recht habe, und verließ nach dem zweiten Act an Walthers Arm die Loge. Sie befanden sich schon am Ende des Corridors, als Walther bemerkte, daß sie ihr Pelzboa vergessen habe, und da er das italienische Klima genug kannte, um für eine so zarte Gesundheit, wie die Honorinens, jede Verkühlung doppelt zu fürchten, eilte er zurück, um den vermißten Gegenstand zu holen. Honorine blieb, ihn erwartend, am Aufgang der Treppe stehen.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück. Doch wer schildert sein entrüstetes Staunen, als er Lord Chartrey, den er vom Sehen aus kannte, erblickte, und Zeuge davon war, wie der Lord mit einer Geberde der Ueberraschung, doch zugleich mit der größten Vertraulichkeit Honorinens Hand ergriff, und ausrief: Honorine! ma belle amie! c'est donc à Venise, que je vous retrouve?

Diese Worte wären eben nicht verfänglich ge-

weſen, und hätten höchſtens auf ein früheres Bekanntſein ſchließen laſſen, hätte nicht die Vernichtung, mit welcher Honorine ſie vernahm, ihnen furchtbares Gewicht und geheimnißvolle Bedeutung verliehen. Sie ſtand zermalmt, wie eine Gerichtete, die ihren Urtheilsſpruch vernimmt; ihre Kniee wankten. Ohne Walther, der heftig ihren Arm in den ſeinigen legte, wäre ſie hingeſunken. Das Erſcheinen des ſteinernen Gaſtes konnte Don Juan unmöglich mit größrer Beſtürzung erfüllen, als Walthers Dazwiſchentritt den Lord. Er wollte ſich zurückziehen, doch Walther, deſſen Blut zu ſieden begann, rief ihm zu: Sie kennen dieſe Dame?

Es war ein Irrthum; ich *glaubte* ſie zu kennen.

Sie kennen ſie, denn Sie nannten ihren Namen. Wenn —

Fort! fort! ſtöhnte Honorine. Walther mußte ihr gehorchen, wenn er ſie nicht ohnmächtig hinſtürzen ſehen und eine Scene veranlaſſen wollte. Kurz abbrechend ſagte er zu dem Lord: Ich bitte Sie, mich hier zu erwarten.

Ich pflege auf Niemanden zu warten, verſetzte Chartrey hochmüthig; doch, wenn Sie mich zu ſprechen wünſchen, werden Sie mich in einer

Stunde zu Hauſe finden. Ich wohne im Hôtel Danieli auf der riva de Schiavoni

Mit einer kurzen, finſtern Begrüßung ſchieden Beide von einander. Walther zog die unglückliche Frau mit ſich die Treppe hinab. Haſtig drängte er ſich mit ihr durch das Gewühl im Foyer, und rief nach der Gondel. In dem Augenblick, wo er Honorinens Arm losließ, trat ſie raſch an den äußerſten Uferrand, und hätte ſich in den Canal geſtürzt, wenn Walther es nicht zur rechten Zeit bemerkt, und ſie mit eiſerner Hand zurückgehalten hätte. Ihr Entſchluß war ſchneller gefaßt, und ſchneller vereitelt worden, als wir es hier zu erzählen vermochten. Die Gondel kam. Walther ſtieg mit Honorine, die er am Arm gefaßt hielt, ein, und befahl nach Hauſe zu fahren. Heftiger Regen goß herunter; das ſchwarze Tuch der Gondel war über die Fenſter geſchlagen, nur die am Vordertheil angebrachte Laterne warf ein ſchwaches Licht in dieß Grabesdunkel, ohne es jedoch zu erhellen. Es entſtand eine jener fürchterlichen Pauſen, deren Schweigen herzzerreißender als Anklagen, Thränen, als der Schrei des Jammers. Walther vermochte nicht zu ſprechen, weil er ahnte, jedes Wort müſſe hier zum Funken werden, der den Bau ſeines Glückes in die Luft

zu ſprengen beſtimmt. Honorine ſchwieg, weil ſie wußte, daß jetzt die Zeit gekommen ſei, wo ihr nichts Andres übrig blieb, als ihr Haupt zu dem Todesſtreich zu beugen.

Endlich ermannte ſich Walther. Mit gepreßter Stimme fragte er: Was war das?

Sie wandte ſich ſchaudernd ab.

Ich will wiſſen, was es war, fuhr er feſter fort.

Dasſelbe Schweigen.

So ſoll ich aus einem fremden Mund erfahren, was mir der Deinige zu geſtehen verweigert? Soll —

Die kurze Strecke zwiſchen der Fenice und dem Pallaſt, den ſie bewohnten, war bald zurückgelegt; die Gondel ſtand ſtille — die Thür ward geöffnet. Honorine erhob ſich, und ſchwankte die Stufen hinauf. Sie war im Begriff, ſich in ihr Zimmer zurückzuziehen, als Walther ſie mit einem finſtern Blick an die Stelle bannte, und noch einmal fragte: Du beharrſt auf Deinem Schweigen?

Sie ſtarrte ihn mit unheimlichem Ausdruck an, dann ſtrich ſie ſchwer und langſam mit der Hand über die Stirn, und machte eine abwehrende Bewegung.

Ich gehe zu Chartrey, fuhr er, nach ſeinem Hut greifend, fort.

Sie verſuchte es, ſich ihm in den Weg zu werfen; doch die Kraft verließ ſie. Ihr Bewußtſein ſchwand; die Ohnmacht, gegen die ſie lange gekämpft hatte, umhüllte ihre Sinne; mit geſchloſſenen Augen ſank ſie auf den Marmorboden.

In jedem andern Moment hätte dieſer Anblick Walthern entwaffnet; jetzt aber war nicht nur ſeine Liebe, es war ſeine Ehre im Spiel und ehe dieſe nicht gereinigt war, konnte er keinen andern Gedanken faſſen. Er übergab Honorine der Obhut ihres Stubenmädchens, der er auftrug, ſie unter keinem Vorwand, welchen Befehl ihr ihre Gebieterin geben möge, auch nur eine Secunde allein zu laſſen. Ein letzter Blick, den er auf Honorine warf, gab ihm die Beruhigung, daß ſie ſich im Fallen nicht verletzt habe, dann eilte er, ohne die Rückkehr ihres Bewußtſeins abzuwarten, nach dem Hôtel Danieli, wo man ihn in das Appartement des Lords wies.

Chartrey war weder alt noch jung, weder häßlich noch ſchön, weder geiſtreich noch dumm, kurz, ganz und gar eines jener Individuen, auf die, wenn ſie nicht mit einem hiſtoriſchen Namen und coloſſalen Einkünften zur Welt gekommen

wären, kein Menſch achten würde. Bei Vielen galt er für gut, weil er freigebig war; bei Andern ſeines Hochmuths und ſeiner Schroffheit wegen für böſe; er war Keins von beiden, ſondern nur ein gewöhnlicher Egeiſt, der Gutes that, wenn er ſich Vergnügen davon verſprach, und ſich jener abgeſchloſſnen Vornehmheit bediente, um ſeine Herzens- und Geiſtesdürre damit zu maskiren. Es war ihm etwas Geringes, Tauſende zu verſchenken; eben ſo gering galt es ihm aber auch, ein Menſchenſchickſal zu zertrümmern, wenn er ſich momentanen Genuß davon hoffte.

Bei dieſem Allem war er jedoch Gentleman genug geblieben, um ſein gegebnes Wort für heilig zu achten, und wenn man auch manche bittre Anklage gegen ihn erheben konnte, wäre es ſchwer geweſen, ihm eine in der Meinung der Welt unehrenhafte Handlung vorzuwerfen; ja das ſicherſte Mittel, ihn zu beherrſchen, war, daß man ſich auf oſtenſible Weiſe ſeiner Großmuth anvertraute.

Er empfing Walthern mit ſichtlicher Verlegenheit, die er umſonſt hinter kalter Abgemeſſenheit zu verbergen ſuchte; ſein Gewiſſen ſagte ihm, er habe ſein gegebnes Wort gebrochen. Ganz ließ ſich dieß nicht mehr gut machen; doch um wieder

Frieden mit ſich ſelbſt halten zu können, beſchloß er, Honorinen um jeden Preis zu ſchonen.

Mylord, begann Walther, ich muß Sie fragen, was Ihnen das Recht gab, die Dame, die an meinem Arm das Theater verließ, mit ſo beleidigender Vertraulichkeit anzuſprechen.

Und was gibt Ihnen das Recht, mein Benehmen unſtatthaft zu finden?

Der kleine Umſtand, daß ich Honorinens Gatte bin.

Staunen und Betroffenheit malten ſich auf den Zügen des Lords. Ihr Gatte? wiederholte er, die glimmende Cigarre, die er in der Hand hielt, wegwerfend; ihr Gatte? Dann muß ich Sie bitten, meine Entſchuldigungen über die Uebereilung, die ich mir zu Schulden kommen ließ, anzunehmen.

Ich bin nicht gekommen, um muthwillig Händel mit Ihnen zu ſuchen, entgegnete Walther kalt, und eben ſo wenig, um mich mit leeren Entſchuldigungen abfinden zu laſſen. Sie halten mich nicht für albern genug, um zu denken, es könne mir entgangen ſein, daß zwiſchen Ihnen und jener Dame beſondre Beziehungen beſtehen müſſen, ſolche, die ich um meiner Ehre willen kennen lernen muß. Dieſe Aufklärung fordre ich jetzt von Ihnen.

Finden Sie etwas so Wunderbares daran, daß ich Ihre Frau als Fräulein Petrowska kannte, und meine Ueberraschung ausdrückte, sie hier in Venedig so unvermuthet wiederzufinden?

Daran wäre nichts Wunderbares; das Befremdliche lag in der Vertraulichkeit Ihres Tones, und in der Wirkung, die Ihr Erscheinen hervorbrachte.

Bei reizbaren Naturen kann ein geringfügiges Ereigniß unverhältnißmäßig großen Eindruck hervorbringen.

Doch nicht in dem Grade, daß das Wiedersehen eines nur Bekannten solche Seelenangst zu erregen vermochte. Ich verließ Honorine in tiefer Ohnmacht.

Und Sie konnten sie in diesem Zustand verlassen?

Ja; denn höher, als meine Neigung zu ihr, gilt mir der Gedanke, ob ich sie lieben darf. Ich bitte Sie, diese Ausflüchte bei Seite zu setzen, die Sie nur erniedrigen können, und an die ich nicht glaube. Wie lange ist es, daß Sie Honorine kannten?

Seit drei Jahren habe ich nichts von ihr gesehen noch gehört.

Und früher?

Ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen hierauf

antworten ſollte, verſetzte Chartrey, ſich hinter ſeinen Hochmuth verbarricadirend.

Bisher hatte Walther mit Gewalt an ſich gehalten; jetzt vermochte er es nicht länger. Chartrey's Kälte fachte ſeinen Zorn zu heißen Flammen an. Von Grimm und Erbitterung hingeriſſen, rief er: Sie ſind mir Antwort oder Genugthuung ſchuldig.

Eines iſt ſo unmöglich, wie das Andre. Sprechen darf ich nicht, weil ein Schwur meine Zunge bindet, und von einem Duell kann zwiſchen uns nicht die Rede ſein.

Wollen Sie in dieſem Augenblick das Vorrecht Ihrer Geburt geltend machen?

Und wenn ich's thäte?

So würde ich ſagen, ein großer Name komme Ihnen vortrefflich zu Statten, um Ihre Feigheit zu bemänteln.

Die Beleidigung war ſchwer genug, um über Chartrey's eiſiges Antlitz eine dunkle Zornflamme zucken zu machen; doch bezwang er ſich ſchnell, und ſeinem Vorſatz getreu, erwiederte er mit gewaltſamer Ruhe: Fragen Sie in der engliſchen Marine, fragen Sie auf allen Meeren nach, ob Lord Chartrey je einer Feigheit verdächtig befunden ward. Es wäre lächerlich, wenn ich zum Lobred-

ner meiner Thaten werden wollte, genug: ich habe immer gehandelt, wie Einer, der Furcht nur den Namen nach kennt. Eben so wenig iſt es Geburtsſtolz, der mich abhält, Ihre Herausforderung anzunehmen; ich habe nie einen Unterſchied zwiſchen adeligen und bürgerlichen Kugeln ausfindig machen können. Wenn ich Ihnen ſagte, daß von einem Duell zwiſchen uns nicht die Rede ſein kann, ſo iſt es, weil ich Honorine ſchonen will, die genug gelitten hat, um daß ihr neuer Jammer billig erſpart bleiben mag.

So geben Sie mir die verlangte Erklärung.

Ich ſagte Ihnen ja bereits, daß ein Schwur meine Zunge bindet; ich darf nicht ſprechen, aber Honorine kann es, und das Klügſte wäre, daß ſie es thäte. Vielleicht entſchließt ſie ſich dazu, wenn Sie ihr hinterbringen wollen, daß ich morgen Venedig verlaſſe, und ihr auf meine Ehre zuſichre, nie wieder — — Doch genug! wenden Sie ſich an Honorine, die —

Viscount Egerton, Chartrey's Reiſegefährte, trat unangemeldet in's Zimmer. In ſeinem Beiſein ließ ſich ein Geſpräch dieſer Art nicht fortſetzen; überdieß hatte Walther die Ueberzeugung gewonnen, daß Chartrey ſich um keinen Preis würde bewegen laſſen, ihm das quälende Räthſel

zu lösen, wie auch, daß er kein Recht habe, Genugthuung von einem Menschen zu fordern, der nie daran gedacht hatte, ihn zu beleidigen. Nur von Honorine durfte er hoffen, die Wahrheit zu erfahren. Er dürstete darnach, wie der Selbstmörder nach dem Tod, dem er entgegenstürzt, und vor dem er doch zurückschaudert. So mag, was muß, geschehen, sagte er, erhob sich, und verließ den Lord.

Sein Herz pochte, als wolle es die Brust zersprengen; sein Kopf glühte, wie im Fieber, als er seine Wohnung betrat; er vermochte nicht sogleich sich zu Honorine zu begeben. Verstört, in Todesangst, als wäre er der Schuldbewußte, blieb er in dem an ihr Schlafzimmer stoßenden Salon stehen, und suchte sich zu sammeln. Kein Laut war hörbar. Diese Stille, dieß stumme Harren vor dem Sturm war ihm zu peinlich, um es lange zu ertragen. Mit einem raschen Entschluß öffnete er die Thür und trat in Honorinens Zimmer.

Sie lag halb entkleidet auf dem Bette, zu dessen Füßen ihr Mädchen saß. Eine verdeckte Lampe ergoß matten Schimmer durch das weite Gemach, und erlaubte kaum, die Gegenstände zu unterscheiden. Langsam, mit verschränkten Armen trat

Walther näher. Nach einer mit unsichrer Stimme vorgebrachten Frage um Honorinens Befinden sagte er zu dem Mädchen: Sie können zur Ruhe gehen, ich werde bei meiner Frau wachen.

Jetzt war er mit ihr allein. Unfähig zu sprechen, schritt er, mit unsäglichem Grauen ringend, auf und nieder. Auch über Honorinens Lippen kam kein Laut; sie lag bleich, kalt, unbeweglich, wie eine Leiche, der man die Augen zuzudrücken vergaß. Was auch in Walther's Brust vorgehen mochte, der Anblick dieser wortlosen, tödtenden Verzweiflung mußte ihn milder stimmen.

Er trat an das Lager, und den Blick auf die Schmerzentstellte heftend, sagte er: Chartrey hat sein Wort gehalten und mir nichts entdeckt.

Sie setzte sich auf; ein schwerer Seufzer hob ihre Brust. Sie schien sprechen zu wollen, doch die Stimme versagte ihr den Dienst, und nur ein herzzerreißendes Schluchzen ward vernehmbar.

Unwillkürliches, unbeschreibliches Mitleid quoll durch Walthers Brust; er ahnte, daß Honorinens Jammer größer sei, als jede mögliche Schuld. Er sank vor ihr nieder, und das Gesicht in die Kissen drückend, flehte er zu ihr: O, sage mir die Wahrheit!

Laß uns scheiden, sagte sie kurz und düster.

Honorine! liebſt Du mich nicht mehr?

Frage die gefallenen Geiſter, ob ſie's wagen, Gott zu lieben?

Und Du?

Und ich, fuhr ſie wild, im ungeheuren Schmerz der Selbſtverdammung empor, ich bin tiefer gefallen als ſie alle; denn die Reinheit, die Du auf meiner Stirne laſeſt, war eine Lüge; denn der Kuß, den ich Dir bot, kam von entweihten Lippen; denn das Weib, das Du in Deine Arme ſchloſſeſt, war eine Entehrte.

Walther ſtieß einen dumpfen Schrei aus, wie ein Menſch, dem ein Dolch rücklings in's Herz gebohrt wird; Geiſterbläſſe überzog ſein Antlitz; ſeine Zähne ſchlugen wie im Fieberfroſt aneinander. Er raffte ſich empor, und Honorinens Arm mit ſolcher Heftigkeit ergreifend, daß er ihn brechen zu müſſen ſchien, donnerte er: Du lügſt!

Tödte mich, Du haſt das Recht dazu, ſagte ſie bitter; ich habe die Wahrheit geſprochen.

Er ließ ſie los; die Hände vor's Geſicht ſchlagend, ſank er auf den Stuhl, der vor dem Bette ſtand.

Auch Honorinens Kraft war erſchöpft; der wüthende Schmerz, mit dem ſie gegen ſich ſelbſt gerafft hatte, wich einer namenloſen Trauer über

den Geliebten, und leiſe, doch mit herzerſchütterndem Ton fuhr ſie fort: Sagte ich Dir's nicht: wir müſſen ſcheiden? O, warum hieltſt Du mich zurück, als ich heute den Tod ſuchte? Warum folterteſt Du mir das Geſtändniß ab? Hätte ich mein Geheimniß mit mir in's Grab genommen: mit heiligenden Thränen ſtändeſt Du jetzt an meiner Leiche, und der Fluch, mit dem du mich nun zermalmſt, hätte Dein Herz nicht vergiftet!

Walther blieb ſtumm und regungslos. Nur die unwillkürlichen Schauer, die ſeine Glieder zucken machten, ſprachen von ſeinem Leben und Leiden.

Honorine erhob ſich. Das weiße Nachtgewand floß in weichen Falten um die rührend ſchöne Geſtalt; das ſchwarze Haar umwogte ſie, aufgelöſ't, wie ein Trauerſchleier. Sie glitt von dem Lager herab auf ihre Kniee; ſie wagte es nicht, Walther's Hand zu berühren, doch mit auf der Bruſt gekreuzten Armen flehte ſie: Ehe wir uns trennen, ſag' mir, daß Du mich vergeſſen willſt!

Keine Antwort erfolgte. Verzweiflung, wie Gott ſie keinem Menſchen auferlegen möge, ſchlug ihre glühenden Krallen in dieß vergehende Herz, und mit einem Ton, in dem ihr Leben hinzuſtrömen ſchien, rief ſie: Walther! Walther!

Und hätte er im Schooß des Grabes gelegen,

und hätte ſeine Seele an dem Quell Gottes Vergeſſenheit getrunken, — dieſer Ton hätte ihn vom Tod erweckt, hätte ihm alle Wonnen und Schmerzen der Erde wieder in die Bruſt geſchleudert. Er ließ die Hände ſinken, ſein Blick fiel auf Honorine, die vor ihm kniete, wie eine marmorne Trauergeſtalt auf einer Gruft, und in einem jener unbegreiflichen Uebergänge, an welchen das räthſelhafte Menſchenherz ſo reich iſt, ſtürzte er an ihre Bruſt und rief: O Gott! Gott! wie elend haſt Du uns Beide gemacht.

Sie entwand ſich ihm ſanft. Nein, ſagte ſie, nein! jetzt iſt mein Platz nicht mehr bei Dir. Beſinne Dich und um mich zu verſchmerzen, ſage Dir, daß ich Deiner nicht werth; Du weißt, was uns —

Ich weiß das | Furchtbarſte, Schrecklichſte, jetzt laß mich auch Mildes, Verſöhnendes erfahren, und wenn wir uns trennen müſſen, ſo gib mir als Troſt auf den finſtern Weg dieſen letzten Beweis Deines Vertrauens mit. Ein Weſen, wie Du, ſündigt nicht um der Sünde willen; nur der furchtbarſte Drang des Lebens, die dämoniſche Gewalt des Augenblicks können es vermögen, ſeine Hoheit zu verleugnen, ſein —

Es iſt ſo; aber jenem Drang nicht zu wider-

ſtehen, jene Gewalt nicht zu bekämpfen, darin liegt ja eben Sünde und Schmach. Du willſt wiſſen, wie ich ſo tief fallen konnte? Erfahre es denn! Keine bittere Anklage ſoll ſich gegen mich erheben können, als meine eigene. Und doch war ich auch unglücklich, ſo unglücklich, daß es nur ſpäter erlaubt ſchien, auf Vergebung zu hoffen.

Der Tod meines Vaters hatte mich und Hippolyt in der gänzlichen Hilfloſigkeit zurückgelaſſen; dennoch verlor ich nicht den Muth, ich wollte ja gern arbeiten, und die Verpflichtung, die ich übernommen hatte, für meinen Bruder zu ſorgen, war ſo heilig, daß mir ſchien, der Himmel müſſe mir helfen, ſie zu erfüllen. Es kam anders; mit Schrecken gewahrte ich, daß ich meine Fähigkeiten überſchätzt hatte, daß die wenigen Talente, die ich beſaß, allenfalls zu meinem Zeitvertreib dienen konnten, ohne mir jedoch von wahrem Nutzen zu ſein. Vergebens bot ich meine Dienſte als Muſiklehrerin an; ich war zu jung, zu wenig bekannt, um Schüler zu finden. Die kleine Summe, die ich aus dem Verkauf einiger Koſtbarkeiten gezogen hatte, ſchmolz mit jedem Tage. Ich nahm meine Zuflucht zu weiblichen Arbeiten, doch meine Ungeübtheit, mein geringes Geſchick machte alle meine Anſtrengungen fruchtlos. Wenn ich auch

Tag und Nacht am Stickrahmen ſaß, konnte ich doch nicht die Hilfe deſſen erſchwingen, was unſre nothwendigſten Bedürfniſſe dringend erheiſchten. Ein Mal ſchien ein günſtiger Stern für mich aufgehen zu wollen: man bot mir eine Stelle als Geſellſchafterin bei der Marquiſe Donreaud an. Ich wies das Anerbieten zurück, denn ich vermochte es nicht, mich von Hippolyt zu trennen, und ihn fremden Händen zu übergeben. Das Kind hing mit abgöttiſcher Zärtlichkeit an mir. Mich nur ſtundenlange zu miſſen, war ihm eine ſchwere, bittere Entbehrung, und tauſendfach vergalt ich ſeine Liebe. Nein! wir hätten getrennt nicht leben können. Hippolyt war kränklich, faſt immer leidend, ich durfte ihn nicht verlaſſen. Unbedenklich entſagte ich jener Ausſicht und verdoppelte meinen Fleiß, meine Thätigkeit. Hippolyt's Geiſt und Gemüth hatten ſich ungewöhnlich früh entwickelt; er nahm mein Opfer nicht mit dem leichtſinnigen Egoismus eines Kindes, ſondern mit einer wehmuthvollen Innigkeit hin, die mir das Herz beſeligte und zerriß. Bei Tage ſaß er neben mir, und ſprach von unſrer Heimath, von unſerm Garten, vom Vater, von ſeiner Liebe zu mir, und wenn ich, nachdem ich ihn zu Bette gebracht, bis ſpät in die Nacht fortarbeitete, richtete er oft das

ſchöne blonde Haupt empor, und rief unter Thränen: Schweſter! wenn du dir nicht Ruhe gönnſt, ſo will ich zu Gott beten, er ſolle mich fortnehmen, daß deine Augen ſich nicht meinethalben zu röthen brauchen. O wäre er damals geſtorben und ich mit ihm!

Eines Tages als ich eine fertige Arbeit abgeliefert hatte, bemerkte ich auf dem Heimweg, daß mir ein Fremder folgte. Ich beſchleunigte meine Schritte, doch er verlor mich nicht aus den Augen, und trat dicht hinter mir in mein Haus. Statt mir, wie ich es befürchtete, über die Treppe zu folgen, oder mich anzuſprechen, begnügte er ſich an die Loge der Portière zu pochen. Eilig flog ich die Stufen hinan, in meine Wohnung. Als Hyppolyt zum Willkommen mich umſchlang, hatte ich den vorhergegangenen Auftritt faſt vergeſſen, oder vielmehr, ich war ſehr geneigt zu glauben, ein bloßer Zufall habe den Fremden denſelben Weg geführt. Ich konnte nicht lange bei dieſer Vermuthung bleiben, denn am nächſten Morgen erhielt ich ein Billet. Du erräthſt ſeinen Inhalt; erlaß es mir, dir ihn mitzutheilen. Empört zerriß ich das Blatt und ſeine Nachfolger hatten daſſelbe Schickſal. Ich rang mit, ich darf wohl ſagen, übermenſchlicher Anſtrengung gegen mein finſteres

Geſchick; ich hatte Hoffnung, ihm obzuſiegen, denn Uebung hatte meine Geſchicklichkeit vermehrt, ich vermochte wenigſtens ſo viel zu erſchwingen, als jeder Tag forderte. Schon begann ich freier aufzuathmen, und an eine beſſre Zukunft zu glauben, als ein furchtbarer Schlag Alles wieder vernichtete. Von dem Uebermaß der Anſtrengung erkrankten meine Augen, und ſelbſt wenn ich in Gefahr, das Geſicht gänzlich zu verlieren, hätte fortarbeiten wollen, ich hätte es nicht können; denn ein dunkler Schleier lag für mich über alle Gegenſtände gebreitet; feurige Punkte ſchienen mir in der Luft zu ſchwirren; ich konnte nichts als die Hände in den Schooß legen, und verzweifeln. Sorge und Armuth hatte ich ertragen, aber jetzt ſtand das nackte, ſcheußliche Elend vor mir und auch Hippolyt, mein geliebter Engel, mein armer, kranker Bruder, ſollte ſeine Beute werden. O, wenn er in meinen Armen weinte, wenn unſre Thränen in einander floßen, da ſchrie ich zu Gott, er ſolle ihn retten, und mich allein das Opfer ſein laſſen! —

Es kam ein Tag, wo ich keinen Franc mehr in der Börſe, kein Brot mehr im Hauſe hatte. Ein einziges Rettungsmittel blieb mir noch übrig: die lingère, für die ich in den Tagen meiner Geſund-

heit gearbeitet hatte, um einen Vorschuß anzugehn, den ich später abtragen wollte. Es fiel meinem Stolz schwer, diese Bitte zu thun, aber Hippolyt sah mich so flehend, so traurig an, und aus seinem Anblick schöpfte ich die nöthige Selbstüberwindung. Ich machte mich auf den Weg. Madame Larmand empfing mich mit ihrer gewöhnlichen trocknen Kälte. Inmitten ihres Ateliers mußte ich ihr mein Gesuch vortragen, und ohne auf meine Bedrängniß, meine Thränen zu achten, erklärte sie mir nnnnnnnnn: Es sei gegen ihre Gewohnheit, sich an eine ihrer Arbeiterinnen zu binden; sie könne meinethalben von ihren Grundsätzen nicht abgehen. Wenn ich wieder im Stande sein würde, Beschäftigung anzunehmen, solle ich mich bei ihr melden, bis dahin könne sie mich nur bedauern. — Zermalmt wie ich war, vermochte ich es nicht einmal, ihr meine Verachtung auszudrücken; mechanisch erhob ich mich, und schwankte aus dem Zimmer. Ohne zu wissen wie, befand ich mich wieder auf der Straße. Es war im Winter; die eisige Dezemberluft brachte mich zur Besinnung. Ich übersah alle Schrecken meiner Lage, sah Hippolyt dem Mangel und der Entbehrung erliegend, sah keine andre Zuflucht als den Tod, den ich doch nicht erwäh-

len durfte, ſo lange meines Lieblings Augen offen ſtanden. In dieſem Augenblick nannte eine fremde Stimme dicht neben mir meinen Namen. Zerſtört ſah ich empor, und ſah Ebartrey. Ich war ſo außer mir, daß ich nicht daran dachte, ihn zu fliehen. Er benützte meine Faſſungsloſigkeit, um ſich an meine Seite zu drängen. Sein erſtes Wort war: „Ich will Sie und Ihren Bruder retten.“ Wie ein zündender Funke fiel dieß Wort in meine dunkle Seele. Ehre und Tugend verſtummten in meiner Bruſt, und ſchienen mir nur mehr leere Namen — Hippolyts bleiches Bild trat vor mein Gedächtniß; kein Preis ſchien mir zu hoch, um ſeine Zukunft zu ſichern. Mit geſchloſſenen Augen ſtürzte ich mich in den Abgrund. — —

Es entſtand eine furchtbare Stille. Walther ſtarrte vor ſich hin, Henerine rang ſtumm die Hände, und ſchauerlich war der Jammer, der in dieſer Bewegung lag. Weiter! ſagte endlich Walther tonlos.

Was willſt Du weiter wiſſen? rief ſie mit zerreißendem Hohne. Soll ich Dir die Pracht ſchildern, die mich nun umgab, und mein inneres Elend? den Ueberfluß, in dem meine Seele darbte, den —

Liebteſt Du Chartrey? unterbrach er ſie kurz und ſcharf.

Eine dunkle Röthe überflog ihr Marmorantlitz. Nein, entgegnete ſie mit feſter Stimme.

Unglückſeliges Weib!

Unglückſelig! unglückſelig! rief ſie und ihre Verzweiflung ſteigerte ſich bis zum Wahnſinne. O, wie weißt Du, daß ich es war? Wer ſagte Dir, daß ich an jedem Tage meiner Seele ein flammendes Brandmahl aufdrücken fühlte; daß Abſcheu, Haß und Groll mein blutendes Herz zerriſſen; daß ich mir keinen Troſt mehr wußte im Himmel und auf Erden? Finſter lag das Leben vor mir; Gott hatte mich für die Liebe eines edeln Herzens geſchaffen: ich hatte ſein Werk zerſtört, ich ſelbſt hatte die Glorie von meinem Haupte gerißen. Finſter ſtarrte der Tod mir entgegen; wie wollte ich im Jenſeits den ſtrafenden Blick meines Vaters ertragen? Hippolyt war der einzige Stern in meiner Nacht. Je mehr ich ihm geopfert, um ſo leidenſchaftlicher liebte ich das Kind, dieſe letzte Blume meines ſtarren Felſens, dieſen ewig friſchen Freudenquell auf meiner Wanderung durch die Lebenswüſte. Hippolyt war meines erſterbnen Herzens einziger lebendiger Fleck, und in dieſem wußte mich Gottes Hand zu treffen. Umſonſt rief ich be-

ſchwörend: „O, jeden Jammer — nur nicht dieſen!“ An dem Weſen, das ich über Alles liebte, ward ich geſtraft: Hippolyt ſtarb in meinen Armen.

An ſeinem Sterbelager, im letzten bitterſten Weh, erhob ſich mein Herz zum erſten Male wieder zu Gott empor. Ich fühlte ſein Walten über mir, ſeine Hand, die mich auf dieſem Wege zurückführen wollte, die mich ſo mächtig ergriff, daß ich ihr folgen mußte. Das Weſen, das mir höher gegolten, als mein irdiſches Glück und mein ewiges Heil, lag im Sarge. Jetzt hielt mich nichts mehr zurück; jetzt konnte ich frei hingeben, wie das Unglück ſelbſt. In der Krankheit, der ich nach Hippolyt's Tode faſt erlag, reifte meine Seele; wiedergeneſen trat ich umgewandelt in ein neues Leben. Ich erklärte Chartrey meinen Entſchluß, fortan nichts mehr mit ihm gemein zu haben; er ſuchte ihn zu bekämpfen; er ging ſo weit, mir ſeine Hand anzubieten. Ich ſchlug ſie aus, denn ſchon zu lange hatte ich mich mit Lüge und Heuchelei befleckt; nun wollte ich es nicht länger. Als Chartrey ſah, daß nichts meinen Entſchluß erſchüttern könne, fügte er ſich in meinen Willen und gab mir das Verſprechen, mich künftig ſo zu betrachten, als wenn er mich nie gekannt hätte. Nur zu Einem konnte ich ihn nicht bewegen. Ich wollte ihm alles

Werthvolle, das ich als Geſchenk von ihm erhalten hatte, zurückſtellen; er weigerte ſich jedoch ſo entſchieden, es anzunehmen, daß ich ein anderes Mittel ergreifen mußte, um jener Zeugen meiner Schmach los zu werden. Ich verkaufte meinen Schmuck und vertheilte die daraus gelöſ'te Summe unter wohlthätige Stiftungen. Nur ſo viel behielt ich zurück, als nöthig war, um meinen Lebensunterhalt für drei Monate zu ſichern. Dann verließ ich Paris und zog mich nach Blois zurück.

Noch befand ich mich kaum vierzehn Tage an meinem neuen Wohnort, als ich aus Polen die Nachricht erhielt, eine meiner entfernten Verwandten ſei geſtorben und habe mir in ihrem Teſtament ein kleines Legat ausgeſetzt. Bitterer als je durchwühlte nun der Schmerz meine Bruſt. Wäre mir dieſe Hilfe vor einem Jahre geworden, ſie hätte mich gerettet. Jetzt war Alles vorüber; ſie konnte mir nichts mehr gelten. Zu ſpät! O, dieſes Wort iſt die Loſung meines Lebens.

Das Vermächtniß meiner Stieftante war lange nicht bedeutend genug, um meine Exiſtenz zu ſichern; ich kehrte nach Paris zurück. Ich hatte die Zeit nicht unbenützt verſtreichen laſſen; fortgeſetztes Studium und der Unterricht der beſten Meiſter hatten mein Muſiktalent ausgebildet. Erard, dem meine

früheren Verhältniſſe unbekannt geblieben waren, empfahl mich; es gelang mir, in einigen Häuſern Beſchäftigung zu finden. Thätigkeit und ernſtes Streben begannen mich mit dem Leben und mir ſelbſt zu verſöhnen; ich hoffte auf Ruhe. Da traſt Du in mein Daſein und der Sturm erhob ſich auf's Neue, um fortzurafen, bis dieß müde Herz gebrochen ſein wird.

Nein! fuhr ſie fort, in ihrer Zermalmung von der Kraft reinen Bewußtſeins geſtärkt, wirf jede Schmach, jede Beſchuldigung auf mein Haupt, nur die nicht, daß ich Dich täuſchen wollte. Wie tief entwürdigt ich ſein mag — zum planvollen Betrug bin ich nie herabgeſunken. Als die erſten Beziehungen ſich zwiſchen uns entſpannen, hielt ich jede Liebe für unmöglich. Als ich mit Schrecken gewahrte, daß ein ſtarkes, heißes Gefühl unſre Herzen umſchlang, wollte ich mich losreißen, unbekümmert um die Wunden, die dieſer Entſchluß in meine Seele brannte. Als ich endlich, nicht meiner Schwäche, ſondern der Gewalt Deiner Liebe unterliegend, einwilligte, die Deine zu werden, geſchah es mit dem feſten, unwiderruflichen Vorſatz, das Band, mit dem Du Dich an mich ketteteſt, zu zerſprengen, in demſelben Augenblicke, wo es Dich nicht mehr beglücken würde. Die Seligkeit,

die Du von mir verlangteſt, wollte ich Dir geben, ſo lange ich es vermochte; vermochte ich es einſt nicht mehr, dann ſollte Alles zwiſchen uns gelöſ't, Du frei ſein und ich kein Recht mehr auf Dich haben. Ich glich einem Menſchen, der in finſtrer Winternacht über Eisfelder hinſchreitend, unwiderſtehlich das Bedürfniß fühlt, ſeine Laſten von ſich zu werfen und auszuruhen. Mag ihm die Vernunft auch ſagen, dieſe Ruhe ſei tödtlich: er ſinkt doch hin in den Schnee und ſchließt die Augen und entſchlummert — vielleicht auf ewig. Ich ahnte, daß dieſe Liebe mir den Tod geben werde, und konnte ſie dennoch nicht zurückweiſen. Stein um Stein trug ich ſelbſt zu meinem Grabmahl herbei; jetzt iſt es fertig und ich kann mich hineinlegen. Walther! ſei muthig, ſei ſtark! Muß ich Dich an die Stunde erinnern, wo ich Dich fragte: Scheint Dir das Glück des Beſitzes groß genug, um Dir einſt jeden Schmerz des Verluſtes zu vergüten? Du ſchwurſt mir: Ja. Gedenke jetzt Deines Wortes und laß uns ſcheiden.

Schmerzvoll und ernſt, doch leuchtend und erhaben, ſtand ſie vor ihm. Alle Flecken und Mängel der Sterblichkeit ſchienen von ihr abzufallen; ſie glich einer büßenden Heldin, deren Reue unermeßlich iſt wie ihr Fall, und heilig wie ihre

Abkunft. Nicht um Vergebung flehte ſie; ihr Vergehen ſollte durch ſie ſelbſt geſühnt, ſeine Strafe nicht durch fremde Huld erlaſſen werden. Und groß wie ſie, fühlte ſich Walther in dieſem Augenblicke muthig genug, tauſend Dolche in ſein Herz zu drücken, um ſeine Liebe zu retten. Feſt und feierlich entgegnete er: So gedenke auch Du der Stunde, wo ich Dir ſchwur: So groß kann kein Fehltritt, keine Verirrung ſein, um meinen Glauben an das ewig Gute in Dir zu erſticken. Die Liebe iſt ein Abgrund, in deſſen Tiefe Vergebung unſterblich lebt. Was ich damals ſagte, wiederhole ich jetzt.

Walther!

Vergiß, wie ich vergeſſen will.

Sie ſchüttelte wehmüthig den Kopf. Du würdeſt es eben ſo wenig können, wie ich.

Ich liebe Dich und darum werde ich es können.

Ja; aber mit mir glücklich ſein kannſt Du nicht mehr. Die Kluft iſt zwiſchen uns aufgeriſſen; mit ausgeſtreckten Armen können wir an ihrem Rande ſtehen, klagend, ſehnend, doch nicht mehr zu einander gelangen.

Haſt Du nicht gebüßt?

Nur begonnen, nicht vollendet. Aber eine Buße ging über meine Kräfte: die, mit gebeug-

tem Haupt, ſchamübergeſſnen Wangen neben Dir hinzugehen. Nur das größte oder verworfenſte Herz beſitzt den Muth oder die Feigheit, eine Gefallene zu lieben. Du biſt edel genug, um es zu vermögen, aber könnte ich je an Dein Vergeſſen glauben? Ich weiß, wie ſanft und ſchonend Dein Gemüth, ich weiß, nie käme ein Vorwurf über Deine Lippen, nie würdeſt Du mich mit einem Blick an meine Schuld erinnern; aber würde ich ſie darum weniger begangen haben? Mit Donnerlaut ſpräche der Vorwurf in meinem Innern; in einem Zucken Deiner Augenwimpern läſe die ſchuldbewußte Seele ihr Verdammungsurtheil. Der Muth würde uns verlaſſen, wir müßten uns endlich doch trennen, erkaltet, verarmt, verfinſtert. O, ſo mag es lieber jetzt geſchehen, wo unſre Herzen in allem Uebermaß der Liebe und des Wehs zum letzten Male ineinander ſchauerten!

Zum letzten Mal? Nein! dennoch habe ich Gewalt über Dich, noch klingt mein Seelenſchrei in Deiner Bruſt wieder, noch kann mein Glück, mein Unglück Dein Herz erbeben oder zerſchmettern. Wenn Dein Gemüth nicht in ſelbſtſüchtigem Schmerz erſtarrt iſt, wenn Du Deinem Gram nicht mein Elend vorziehſt, ſo bleib bei mir, denn ich hab' es verlernt, ohne Dich zu leben!

Sie betrachtete ihn mit unbeschreiblicher Trauer. O, könnte ich Dich überzeugen, daß, was Du von mir verlangst, was Du mir verheißest, nicht mehr in unserer Macht steht. Glaubst Du, daß der Stamm, den der Blitz des Himmels getroffen, wieder grünen und blühen werde? Und doch wäre es eher möglich, als daß unser Glück neu erblühte.

Verlange ich nach Glück? Ich verlange nach Dir, und wenn Du mir bleibst, werde ich es zu entbehren wissen. Hab' ich die bittere Lehrzeit nicht jetzt schon begonnen? Theile Du sie mit mir, und wir wollen hingehen über die Erde, wie verstoßne Geister, die sich von der Herrlichkeit des eingebüßten Edens erzählen, und sich durch Liebe das Elend ihrer Verbannung mildern. Ich kann Dich nicht verlieren, jetzt nicht verlieren, wo in meinem Herzen noch die Erinnerung an die Seligkeit brennt, die Du ihm bereitet.

Du willst Zeit gewinnen, um Dich an den Gedanken der Trennung zu gewöhnen?

Honorine!

Es geschehe nach Deinem Willen.

Du bleibst bei mir?

Sie lächelte mit unendlich schmerzlichem Ausdruck.

Für alle Zukunft?

Die Zukunft gehört Gott an; wir Menschen dürfen nur von der Gegenwart sprechen. Laß Dir's genügen, daß ich jetzt bei Dir bleibe, und frage nicht, wie lange.

Er wollte sie an sein in übermenschlichem Weh zerfließendes Herz ziehen; sie entwand sich ihm, beugte sich auf seine Hand, küßte sie, und benetzte sie mit Thränen.

III.

Wild und zerstörungsreich stürzt der Gießbach von Alpen überschwemmend auf das Thal hernieder; wenn er verlaufen, tritt das Land wohl wieder hervor, aber die Bäume sind umgestürzt, die Blumen weggerafft, Felsblöcke überdecken den Boden — es ist nicht mehr dieselbe Stätte. Du kannst dem Vogel die Flügel brechen, ihn blenden, er wird in seinem dunkeln Käfig fortsingen; aber nur ein Schmerzenslied wird es sein. Und so kann die Liebe Stürme und Wunden überdauern, doch ihre geknickten Blüthen werden nicht wieder erstehen, und nichts wird die Narbenspur verwischen. Dann ist sie nicht mehr der leuchtende Engel, der uns Leben und Tod erhellte, sondern ein trüber Beneni, der uns mit jedem Blick eine Thräne in's Auge quellen, mit jedem Laut einen

Schmerz in unſrer Seele wiederhallen macht — eine zertrümmerte Herrlichkeit, eine Ruine, die der müde Geiſt, an die unter ihr verſunkenen Schätze geheimnißvoll gebannt, ruhelos umſchweben muß.

Ernſt und ſtill geſtaltete ſich das Leben der beiden Gatten. Aeußerlich ſchien nichts verändert; im Innern hatte der furchtbare Umſturz Alles zerrüttet. Keines klagte dem Andern, was es litt, aber Jedes von ihnen errieth es, entlauſchte es dem Herzſchlag des Andern. Oft begann ein Geſpräch harmlos und unbefangen, bis ſich plötzlich ein Gedanke, eine Erinnerung wie ein drohendes Geſpenſt zwiſchen ſie drängte; dann ſahen ſie ſich entſetzt an, und troſtlos ſchwiegen ſie. Henriette hatte wahr geſprochen: Walther konnte ſie noch lieben, aber nicht mehr glücklich mit ihr ſein. Sie war ihm Alles geweſen, ſein Glaube, ſeine Religion, ſein heiligſtes Ideal. Hätte ſie ihm früher weniger gegolten, vielleicht wäre jetzt noch eine Ausgleichung möglich geweſen; aber von jenen Höhen gibt es keinen Rückweg und alle Stützen des Lebens brechen ein, wenn wir auf das Weſen, vor dem wir einſt mit begeiſterter Andacht das Knie beugten, mit trübem Erbarmen niederblicken müſſen.

Um ſich ſelbſt zu entrinnen, gab ſich Walther

ſeiner Kunſt eifriger, angeſtrengter hin, als je. Er brachte den größten Theil des Tages in ſeinem Atelier zu, das für jeden fremden Beſuch verſchloſſen blieb. Doch umſchwebte ihn jetzt nicht mehr Honorinens Sylphidengeſtalt, und ihr ſtrahlendes Lächeln warf ſeinen Schimmer nicht mehr auf das entſtehende Werk. Nur manchmal trat ſie geiſterhaft geräuſchlos herein, beugte ſich über ſeinen Stuhl, ſah ihm mit den azurblauen Augen geheimnißvoll, innig in die dunkeln Augen, und lächelte ihm wehmüthig zu; wenn aber ſeine Arme ſich nach ihr ausbreiteten, entglitt ſie ihm, wie ein Luftgebild, und zog ſich in die Einſamkeit ihres Zimmers zurück. Dort ſaß ſie ſtundenlang am Fenſter, und blickte ſchweigend hinaus auf die in der Ferne ſichtbare Lagune, auf die umliegenden Paläſte mit den zerbröckelnden Façaden, den leeren Fenſterhöhlen, und Venedig ſchien ihr zuzurufen: Auch ich habe Tage des Glanzes, des Glückes gekannt, auch ich ſah ſie ſchwinden — — was verlangſt du nach einem beſſern Loos? —

Vielleicht noch ſchmerzlicher, noch verzweifelnder, als ſie, deren Entſchluß im verſchwiegenen Gemüthe feſt ſtand, rang Walther mit dem finſtern Geiſt. Unendliches Mitleid ließ ihn Honorine wie ein geliebtes, krankes Kind pflegen und überwa-

chen, doch mehr vermochte er nicht; den Himmel früherer Tage konnte er nicht zurückzaubern, die unsichtbare, undurchdringliche Wand, die sich zwischen erhoben hatte, nicht niederreißen. Er klagte sich an, er entflammte im Zorn gegen sich selbst, daß er es nicht vermochte; er schlug an seine Brust, als sollten neue Liebesfunken daraus sprühen — es blieb vergeblich. Zu edel, um Henerine für seine Qual büßen zu lassen, verschloß er sie in seinem Innern, und die Hand auf ihre unheilbare Wunde pressend, lächelten Beide: Es schmerzt nicht.

Mit jedem Tag senkte sich Henerinens Haupt tiefer, mit immer dichterm Schleier der Einsamkeit umhüllte sie sich, als ob der einzige Flecken ihres sonst so reinen Lebens wie ein Kainsmahl auf ihrer Stirn brenne. Walther verstand sie. Umsonst durchwühlte er seine Seele, um der Geliebten Trost zu bieten: er fand keinen darin.

Um diese Zeit erhielt Walther ganz unvermuthet, und ohne einen Schritt darum gethan zu haben, einen höchst ehrenvollen Ruf als Direktor der Malerakademie einer süddeutschen Residenz. Die ihm gebotenen materiellen Vortheile, wie glänzend sie auch waren, konnten bei ihm, der ihrer nicht mehr bedurfte, nicht von entscheidendem

Gewicht ſein; um ſo wünſchenswerther ſchien ihm jene Stelle jedoch wegen des Einfluſſes, den ſie mit ſich führte, und den er zum Frommen ſeiner geliebten Kunſt benützen wollte. Die Vollmacht, mit der er bekleidet werden ſollte, war ſo unumſchränkt, daß er hoffen durfte, ungeſtört und unbeirrt, tauſend zerſplitterte Kräfte im erfolgreichen Zuſammenſtreben zu vereinen, fremde Talente zu unterſtützen, den Cultus des Schönen zu fördern. Dennoch entſchloß er ſich nicht zur Annahme, bevor er Honorinens Geſinnung erforſcht haben würde. Wenn dieſes kranke Herz ſich zu ſchwach, zu erſchöpft fühlte, um in neue Umgebungen, neue Verhältniſſe zu treten, ſo wollte er, wenn auch mit innerm Widerſtreben, jener Hoffnung entſagen. Er fürchtete beinahe, daß es ſo kommen werde, denn Honorine hing an Venedig, wie an einem ſchmerzvertrauten Freund. Oft hatte ſie geäußert, es wäre ihr ſüß, dieſe Stadt nie wieder zu verlaſſen. Nicht ohne Beſorgniß und Unſicherheit machte Walther ſie mit ſeinen neuen Ausſichten bekannt. Kaum traute er ſeinen Ohren, als ſie ihm unbedenklich entgegnete: Wie kannſt Du einen Augenblick zögern, dieſen Ruf anzunehmen? Es hätte nichts Erwünſchteres kommen können. Neue Umgebungen werden neue Kräfte

in Dir erwecken; ernſte Berufsthätigkeit wird Dir ein würdiges Ziel ſetzen; allgemeine Erfolge, die jedem perſönlichen unendlich vorzuziehen, werden Halt und Feſtigkeit in Dein Leben bringen. Nicht wie ein Einzelner zu kämpfen, ſondern wie ein Feldherr wirſt Du zu walten haben. Du mußt annehmen.

Wird es Dir nicht zu ſchwer fallen, Venedig zu verlaſſen?

Wenn ich ſtürbe, müßte ich mich ja auch von Venedig trennen; ſo denke, ich ſei geſtorben, verſetzte ſie traurig lächelnd.

Da dieſes vermeinte Hinderniß ſich in Nichts aufgelöſ't hatte, ſtand kein andres mehr der Annahme jenes Rufes entgegen. Der Frühling hatte bereits begonnen. Es war die beſte Zeit zum Reiſen, und da die Sache einmal beſchloſſen war, wäre es thöricht geweſen, ihre Ausführung zu verſchieben.

Am Vorabend der Abreiſe kam Walther ſpäter als gewöhnlich nach Hauſe; Angelegenheiten, die geordnet werden mußten, und verſchiedene Abſchiedsbeſuche hatten ihn zurückgehalten. Er fand Honorine bei dem Schein einer Lampe am Tiſche ſitzend, und Papiere ordnend. Sie bemerkte ſeinen Eintritt nicht. Erſt als er ſie anredete, blickte

ſie empor, und winkte ihm einen Gruß zu. Theilnehmend hörte ſie ihm zu, als er ihr von den Vorgängen des Tages, von der bevorſtehenden Reiſe, von den Einrichtungen zu ſprechen begann, die ſie an ihrem neuen Wohnort treffen wollten; doch war es jene ſtille, ſelbſtvergeſſne Theilnahme, mit der ein brechendes Auge in die Zukunft blickt, die es ſelbſt zu ſehen nicht mehr hofft. O gewiß! es wird noch Alles gut werden, ſagte ſie träumeriſch vor ſich hin.

Ihr leiſer aber herzzerreißender Ton, ihre Bläſſe, der märtyrhafte Ausdruck ihrer Züge ſtraften ihre Worte Lügen. Walther fühlte es, und verſtummte. Sein Blick fiel auf ein Bild, das Honorinen im vollſten Glanz bräutlicher Schönheit darſtellte, und dann auf ſie ſelbſt, die geknickt, zerſtört, einem finſtern Schickſal verfallen, vor ihm ſtand und, von dem Schmerz dieſes Contraſtes überwältigt, ſtammelte er: Wir wollen es hoffen.

Ihr Blick war dem ſeinigen, ihr Geiſt ſeinen Gedanken ganz gefolgt. Das dunkle, tiefe Auge auf das Gemälde heftend, ſagte ſie leiſe: Nicht wahr, das waren glückliche Zeiten?

Sie werden wiederkommen.

Ach, er wußte nur zu gut, daß ſie auf immer entſchwunden ſeien.

Beide ſchwiegen. Walther ſtarrte düſter vor ſich hin, Honorine legte ihr Haupt auf die Rücklehne des Armſtuhls und ſchien bis zur Ohnmacht erſchöpft.

Du biſt müde und angegriffen, ſagte er nach einer Pauſe; vergiß nicht, daß Du Dich jetzt für die Reiſe brauchſt. Schone Dich und geh zu Bette.

Er war im Begriff aufzuſtehen. Honorine hielt ihn zurück, und beide Arme um ſeinen Hals ſchlingend, flehte ſie: Bleib noch einen Augenblick bei mir!

Es war dieß die erſte Liebkoſung, die er ſeit langer, langer Zeit wieder von ihr empfing. Wie ein elektriſcher Funke ſchlug ſie durch ſein Herz und ſeine Sinne, und brennende Küſſe auf ihre Augen, Haare und Lippen preſſend, rief er: Honorine! wir lieben uns doch!

Wären wir denn ſonſt ſo elend? — — —

Sie weinte ſtill an ſeinem Hals. Träumeriſch ſpielte ſeine Hand mit ihren Locken, rollte ſie auf, löſte die Flechten, daß die dunkle Fluth des prachtvollen Haares um die ganze Geſtalt wogte, und, ſich dann zurückbeugend, um ſie beſſer zu betrachten, rief er: O, ich möchte mir Dein Bild einprä-

gen für alle Zeiten, daß es ſich in meinem brechenden Auge noch ſpiegle, und mich hinüber in's Jenſeits geleite; denn welche Seligkeit gäbe es ohne Dich?

Das Gedächtniß dieſer Stunde, verſetzte ſie hoch aufgerichtet, und aus ihren Augen brachen Morgenſtrahlen der Begeiſterung, ihre Züge nahmen ſieghaften Ueberwinderausdruck an. — Schmerz, Luſt — hat dieſe Stunde nicht Beide verzehrt? Was kann nach ihr noch ſüß, was kann nach ihr noch bitter ſcheinen? O, wirf ſie von Dir die Menſchlichkeit mit ihren Wünſchen, Sorgen, ihren beklagenden Rückblicken, und fühle, daß für uns die Ewigkeit begann. Nur einmal, einmal noch ſag mir, daß Du mich liebſt!

Ich habe viel gelitten um Dich, doch wenn Du mir jetzt zum erſten Mal entgegenträteſt und ich wüßte, daß Dein Beſitz nur durch noch tauſendfach verſchärfte Qualen zu erkaufen, ich würde ihnen meine Bruſt darbieten, und zu Dir ſprechen: Sei mein! — Urtheile, ob ich Dich liebe.

Genug, genug! Laß dieß das letzte Wort ſein, daß kein andres ſeinen ewigen Wiederhall ſtöre. Leb wohl und gute Nacht!

Sie hauchte einen langen Kuß auf ſeine Stirn; dann legte ſie Schweigen gebietend den Finger

auf die Lippen, und bedeutete ihm zu gehen. Die Seele von Qual und Seligkeit zerriſſen, verließ er das Zimmer.

Halb ausgekleidet warf er ſich auf ſein Lager. Die Abſpannung, die großen Erſchütterungen zu folgen pflegt, ließ ihn in einen von bald wüſten, bald himmliſchen Träumen belebten Schlaf ſinken. Plötzlich ſchien es ihm, als werde die Thür geöffnet, als trete Henerine herein und kniee vor ſeinem Bette nieder. Er befand ſich in jenem ſeltſamen Zuſtand, der zwiſchen Schlaf und Wachen die Mitte hält, in dem es unmöglich iſt, die Wahrheit vom Schein zu unterſcheiden. Wie lebensvoll und wirklich ihm jene Erſcheinung auch dünken mochte, glitt ſie doch nun geiſterhaft an ſeiner Phantaſie vorüber, und er ſagte ſich: Es iſt ein Traum. Dann war es ihm, als falle eine heiße Thräne auf ſeine vom Lager herabhängende Hand, als wehe ein milder Hauch über ſeine Stirn; doch als er gewaltſam die Bande des Schlafs von ſeinen Sinnen ſtreifte, ſah er ſich allein, und auf die Kiſſen zurückſinkend, wiederholte er: Es war ein Traum.

Es war noch früh, als er am nächſten Morgen erwachte. Der Schlummer hatte ihn nicht erquickt. Eine unerklärbare Beklommenheit laſtete

auf seiner Brust, seine Stirn glühte. Er öffnete das Fenster; die frische Seeluft umwehte ihn mit ihrem stärkenden Hauch und lockte ihn hinaus. Er wollte, bevor er Venedig verließ, noch einmal auf den Lido fahren, und von diesem Punkt aus, wo die ganze, schauerlich heilige Pracht des Oceans frei hingerollt zu erschauen, dem Meere Lebewohl sagen. Die Stunde war noch zu früh, als daß er auf Honorinens Begleitung hätte zählen dürfen, doch wollte er sie noch sehen, eh er ging. Leise trat er in ihr Zimmer; sie lag regungslos auf das blendendweiße Lager hingestreckt, und schien fest und tief zu schlafen. Walther versenkte sich in ihren Anblick; nie war sie bleicher, doch auch nicht schöner gewesen. Ueberirdische Ruhe lag auf ihren Zügen; Leidenschaft, Schmerz, alles Zeitliche schien sich wie dunkle Schlacken von ihr gelöst zu haben, nur das Lichte, Ewige war geblieben. — So ist es denn wahr, sagte Walther vor sich hin, daß die Seele während des Schlafs in die Heimath kehrt, um sich in Gottes See zu stärken? wahr, daß wir im Traum von Engeln umspielt werden, die das laute Gewühl des Tages verscheucht? O, wenn schon diese kurzen Stunden des seligen Vergessens so viel haben, — wie unahnbar

ſüß muß jene Ruhe ſein, die keine Störung kennt und kein Erwachen!

Er beugte ſich über die Schlummernde; es durchflammte ihn Sehnſucht, ſie an ſeine Bruſt zu drücken, Aug in Auge, Lippe an Lippe mit ihr hinzuſchmelzen in einen einzigen, großen Schmerz. Da betrachtete er ſie noch einmal, ſah den lichten Frieden, der auf ihrer Stirn lag, und, den Sturm in ſeiner Bruſt damit vergleichend, trat er, bitter entmuthigt, zurück. Nein, ſagte er dumpf, es wäre grauſam, ſie zu wecken; ich kann ihr das Glück nicht geben, das der Schlummer ihr gewährt.

Mit einem troſtloſen Blick auf Honorine verließ er langſam und geräuſchlos das Zimmer.

Unten am Portal des Pallaſtes ſtand die bereits auf ihn harrende Gondel; er beſtieg ſie und ließ ſich nach dem Lido rudern. Die ſanft ſchaukelnde Bewegung wiegte ſeine ſtürmiſchen Geiſter zur Ruhe; leicht glitt die Gondel hin, flüchtig wie das Glück, geheimnißvoll wie das Grab. Bald war der Lido erreicht. Walther ſtieg aus und wandelte am Strand auf und nieder. Die Sonne ging in Oſten auf, und verwandelte das Meer in einen Purpurſee; im Morgenhauch kräuſelten ſich die Wellen, die ſich leiſe, gleichſam ſehnend an dem Ufer brachen, das den Frühling mit Grün

und freiwachſenden Blumen überſtreut hatte. Kein Laut war hörbar, nur des Menſchen Herz ſprach: Ja, es gibt einen Frieden! Baum, Fels, Blume, Welle kennen ihn, und — von ihm verſtoßen iſt nur der Menſch!

Eine dunkelblaue Blume ſah Walthern ſchauerig ſüß, ſchmerzhaft liebevoll, faſt wie Honorinens Augenſterne an; er bückte ſich um ſie zu pflücken und zum Gedächtniß dieſer Stunde, dieſer Stätte mitzunehmen. In der Abſicht, ſie darin zu verwahren, öffnete er ſein Portefeuille. Mit unbeſchreiblicher Beſtürzung bemerkte er in einer Spalte desſelben einen verſiegelten Brief, den er nicht ſelbſt hineingelegt zu haben ſich mit Beſtimmtheit erinnerte. Die Aufſchrift lautete an ihn und war von Honorinens Hand. Ein Heer von gräßlichen Möglichkeiten umdrängte ſein Herz; doch ſie alle wurden durch die Wirklichkeit überboten als er, mit verzweiflungsvollem Muthe das Schreiben erbrechend, las:

„In glücklichern Zeiten ſagte ich Dir oft: Wenn ich mir einen Tod wählen dürfte, ſo wäre es, zu ſterben wie der Schwan, der, iſt ſeine Stunde gekommen, ſchweigend untertaucht in die dunkle Fluth und kein liebend Auge betrübt mit den Zuckungen ſeines Schmerzes, kein Ohr

ſchreckt mit ſeinem letzten Röcheln. Laß mich jetzt ſo ſcheiden.

Ich kann nicht leben mit gebrochnem Herzen, mit gebeugtem Haupt. Ich tödte mich nicht, ſondern ich ſterbe; nicht aus dieſer dunkeln Phiole, — aus meinem geheimſten Weſen, das ich nicht geſchaffen, quillt das Gift, von dem mein Blut gerinnen, mein Pulsſchlag ſtocken wird.

Und jetzt, da ich im Begriffe bin, von Dir zu ſcheiden, wendet ſich mein Geiſt noch ein Mal, inbrünſtiger, erkenntnißtiefer als je, zu Dir, um Dir zu danken für jeden Tag, jede Stunde, jede Minute, die Du mir erhelltest und geldverklärteſt. Wenn Du an meine Leiche trittſt, und Deine Seele vergehen will im ungeheuern Schmerz der Trennung — um Troſt zu finden, für jedes Weh und Erhebung über Dein und mein Loos, ſage Dir: Sie hat das Glück gekannt in ſeiner reichſten Fülle, ſeinem göttlichſten Urſprung, und ich bin's, der ſie es kennen lehrte.

Was konnte ich Dir dagegen bieten? Wenig, o wie wenig! Eine kurze lichte Stunde, von finſtern unerbittlichen Schmerzen gefolgt. Doch nein! ich kann Dir *mehr* bieten: mit meinem Tod erkaufe ich Dir das Recht mich wieder zu lieben. Ich weiß: Deine Treue iſt nie von mir gewichen,

aber ich fühlte Dich in mir entwürdigt, ſah die Schmach meines Lebens, das Deine entadeln, und Du ſelbſt ſchienſt mir gefallen, weil Du die Gefallne lieben konnteſt. Fortan aber darfſt Du es, denn ſie hat dem ewigen Richter die letzte, höchſte Sühne, das eigne Leben dargebracht, und der Tod gleicht der Flamme, die reinigt, was ſie verzehrt.

Ich ſage Dir nicht: Vergiß mich! Wofür ſterbe ich, als um Deiner würdig zu werden, um geläutert und unſterblich in Deinem Gedächtniß fortzuleben? Ich ſage Dir auch nicht: Gedenke mein! Es gibt Wonnen und Schmerzen, die unauflöslich für die ganze Ewigkeit verbinden: wir haben ſie Beide erfahren.

Mein Herz bebt in niegefühlten Schauern, doch mein Geiſt iſt klar und mein Wille feſt. Der Mondſtrahl dringt durchs offne Fenſter, ſanft und ſchmeichelnd umſpielt mich die Luft, lau wie an dem milden Herbſtabend, an dem wir Venedig zuerſt begrüßten. Wie damals, ſpielen ungewiſſe Lichter über das Waſſer, dringt ſüßer Duft aus dem Cortile empor, ertönt von fernher Geſang und Saitenſpiel, und doch muß ich ſterben, denn die Kluft, die dieſe Nacht von jenem Abend trennt, iſt ſo tief, daß nur mein Sarg ſie ausfüllen kann.

Wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, o könnte ich Dich dann umſchweben, um Dich zu tröſten! könnte ich Dich überzeugen, daß ich nichts that, als was ich thun mußte; daß ich nicht gewaltſam in mein Schickſal griff, ſondern es nur erfüllte. Wenn ich früher gegen den Todesgedanken rang, ſo war es, weil mir der Muth fehlte, Deiner Bruſt ſolche tiefe Wunde zu ſchlagen; aber ich ſah ein finſtres Leid verborgen an Dir zehren, und ein ſchöner, großer Schmerz ſchien mir beſſer. Du wirſt ihn tragen als Mann, Du wirſt nicht vergeſſen, daß Deinem Leben eine höhere Aufgabe geſtellt ward, als in fruchtloſem Trauern zu verſiegen. Ein neuer Wirkungskreis iſt dir erſchloſſen, Du wirſt Großes ſtiften, Edles fördern, die Kunſt wird Dir vergüten, was Dir das Leben raubte, und nicht mehr mit wehmuthsvollem Erbarmen, nein! mit ſiegesfreudiger Erhebung wirſt Du Deren gedenken, die um der Liebe willen in den Tod ging.

Noch ein letztes Mal will ich zu Dir treten, die Züge ſchauen, in deren Liebeslächeln mir die Seligkeit ſelbſt aufging, das Haupt ſegnen, deſſen innerſter Gedanke mein Heil war. O erwache dann nicht!

Leb' wohl! Dank und Segen über Dich!

durch Dich war ich glücklich, und aus dem finſterſten Abgrund des Grauens dämmert mir die Ahnung: Mit Dir werd' ich einſt wieder glücklich ſein."

Bleich wie ein dem Grab Entſtiegner ſtürzte Walther in die Gondel; mit bebenden Lippen und gewaltſam ringender Bruſt gab er den Befehl, nach Hauſe zu fahren, ſo ſchnell Menſchenkräfte es vermochten. Pfeilgeſchwind ſchoß die Gondel über die Lagune hin, wie eine ſturmgeſcheuchte Möve. In Walthers Seele tobte eine Welt von Qual; es war ihm, als hingen von jeder Minute tauſend Menſchenleben ab, als würde er, wenn er ſich in's Meer ſtürzte, ſein Ziel ſchwimmend früher erreichen. Dann ſank er auf die Kniee und mit einer Inbrunſt, wie er ſie ſeit ſeinen Kinderjahren nicht gekannt, flehte er zu Gott um Hilfe und Rettung. Und wieder trieb er die Ruderer an, und durchmaß den Raum mit den Blicken und rang die Hände und ſtöhnte: O Gott! mein Gott!

Schweißbedeckt hielten die Gondeliers endlich vor dem Pallaſt. Mit der Haſt des Wahnſinns ſtürmte Walther die Treppe hinan in Honorinens Zimmer. Sie lag ſtill und unbeweglich, wie er ſie verlaſſen hatte. Im ungeheuern Schmerz

riß er ſie empor; ihr Haupt ſank machtlos zurück, — ihre Seele war entflohen.

Von aller Seligkeit, mit der die Liebe dieſe beiden Menſchen berauſcht hatte, war nichts zurückgeblieben als eine Leiche, und ein verzweifelndes Herz.

Aus den Papieren
eines deutſchen Arztes.

Ein Glück, das einmal Dein, wird nimmer Dir entriſſen;
In der Erinn'rung hältſt Du's feſt. —
Und was Du nie gekannt, das wirſt Du nicht vermiſſen,
So kommt's, daß es ſich leben läßt.

Rückert.

Unter den vielen liebenswürdigen und bedeutenden Frauen, denen ich jemals begegnet bin, weiß ich keine, deren Geistes- und Herzensgaben denen meiner alten Freundin, der Gräfin A., die Wage gehalten hätten, keine, die einen gleich mächtigen Zauber auf ihre Umgebung auszuüben vermochte. Obwohl den ersten Familien Rußlands durch enge Verwandtschaftsbande angehörend, war es doch weder der Glanz ihres historisch berühmten Namens, noch ihr unermeßlicher Reichthum, ja selbst nicht ihr geistiges Uebergewicht, was ihr solch entschiedenen Einfluß über die Andern verlieh, und sie als eine außerordentliche Erscheinung anstaunen machte; es war der innerste Kern ihres Wesens, ihre aus strengster Wahrhaftigkeit entspringende Originalität, die bewundernswerthe Leichtigkeit und Richtigkeit, mit welcher sie selbst das Fremdeste, ihr am fernsten Gelegene aufzufassen,

zu beurtheilen verstand, ja es in sich aufzunehmen, sich damit zu bereichern wußte, ohne dadurch ihre innere Selbstständigkeit im geringsten zu beeinträchtigen. Trotz ihres weit vorgerückten Alters (sie war hoch in den Sechzigen, als ich Sie kennen lernte) hatte sie sich eine so ungetrübte Heiterkeit, eine so schöne Frische der Gesinnung bewahrt, daß sie den Umgang mit der Jugend jedem andern vorzog und ihn scherzend das kräftigste Verjüngungsmittel, eine wahre fontaine de jouvence nannte. Obgleich ihre sehr erschütterte Gesundheit es ihr nicht mehr erlaubte, ein eigentlich großes Haus zu machen, so ließ sie sich dadurch doch nicht abhalten, sehr häufig allerliebste Thee dansants zu veranstalten, wobei sie ihre jungen Lieblinge um sich versammelte und ihnen mit großmütterlicher Sorglichkeit alles mögliche Vergnügen zu bereiten suchte, so zwar, daß eine Einladung zur Gräfin A. überall als sichere Bürgschaft für einen in den feinsten und fröhlichsten Genüssen zu verlebenden Abend galt.

Den Umgang mit ältern Personen, zumal ihres Geschlechtes, duldete sie mehr, als sie ihn suchte; sie war wohl auch gegen diese liebenswürdig, aber sie mußte es sein wollen, und diese Absichtlichkeit fiel ihr insofern schwer, als sie sich mit

der offenen Unbefangenheit ihres Weſens ſchlecht vertrug. So erinnere ich mich eines Abends, an dem ich in ihren Salon trat, nachdem ihn die Fürſtin R., eine Dame, die den Jahren nach beinahe ihre Tochter hätte ſein können, eben verlaſſen hatte; ich fand die Gräfin ungewöhnlich abgeſpannt, und fragte ſie um die Urſache ihrer ſichtlichen Erſchöpfung.

„Ach", verſetzte ſie halb launig, halb verdrießlich, „glauben Sie denn, man könne ſich ein paar Stunden hindurch langweilen, ohne die Folgen davon in allen Gliedern zu verſpüren? Die R. hat den ganzen Abend bei mir zugebracht, und der Zwang, den ich mir in ihrer Gegenwart auferlegte, um meine Meinungen nicht in Colliſion mit ihren verknöcherten Anſichten zu bringen, hat mich krank gemacht."

„Aber die Fürſtin," bemerkte ich, „iſt doch übrigens eine recht geiſtreiche Frau."

„Ja wohl. Aber", fügte ſie lachend hinzu, ſie iſt zu alt für mich."

Meine eigene Bekanntſchaft mit der Gräfin ſchrieb ſich eben nicht von ſehr lange her. Ich war im Herbſte des Jahres 1836 nach Petersburg gekommen, und unter den verſchiedenen Empfehlungsſchreiben, die ich aus Deutſchland mitbrachte,

hatte ſich auch eines befunden, das an ſie gerichtet war. Längere Zeit hindurch trug ich es in meinem Portefeuille herum, ohne daran zu denken, es abzugeben. Ich unterließ es theils aus Nachläſſigkeit, theils aus Zeitmangel, theils auch, weil ich auf die Erkundigungen, die ich über die Perſönlichkeit der Gräfin einzog, zur Antwort erhielt, ſie ſei alt und ſehr geiſtreich. Nun war ich aber — als nunmehr völlig Bekehrter darf ich meine frühern Irrthümer wohl eingeſtehen — den alten Frauen im Allgemeinen ziemlich gram, den renommirt geiſtreichen aber ganz beſonders, erſtens, weil mir ihr docirender Ton, ihre Unfähigkeit, die Jetztwelt zu begreifen, ihre blinde Vorliebe für die alte, in vieler Beziehung gewiß ſchlechtere Zeit, die ihnen nur darum ſchöner dünkt, weil ſie damals ſchön und jung waren, unerträglich ſchienen; zweitens, weil ich in ihrer gerühmten Klugheit gewöhnlich nur das natürliche Ergebniß des Egoismus und der troſtloſeſten Herzensdürre fand. Von ſolchen Anſichten befangen, verſchob ich den Beſuch bei der Gräfin von Tag zu Tag. Als ich aber endlich einen Brief aus Berlin erhielt, in welchem man mich befragte, ob und mit welchem Erfolge ich das bewußte Empfehlungsſchreiben abgegeben, blieb mir nichts andres

übrig, als mich den Pflichten der Höflichkeit zu unterwerfen, und den mir wirklich widerwärtigen Gang anzutreten. Die Gräfin bewohnte ein prächtiges Hotel in einer der Hauptstraßen von Petersburg. Eine mit grünen Teppichen belegte und trotz der strengen Jahreszeit mit herrlichen Blumen besetzte Treppe führte in das erste Stockwerk, in dem sich ihre Gemächer befanden. Ich ließ mich von einem der Bedienten, die ich im Vorzimmer antraf, und deren wohlbehagliches Aussehen, so wie ihr geschliffenes Betragen günstige Begriffe über ihre Herrschaft erweckten, melden, und erhielt nach wenigen Augenblicken die Antwort, ich werde der Gräfin willkommen sein.

Die Ausschmückung der langen Zimmerreihe, die ich nun zu durchschreiten hatte, bevor ich in das Cabinet der Gräfin gelangte, wirkte eben so überraschend als erfreuend auf mich. Daß eine Dame von ihrem Range und Vermögen von den blendendsten Schöpfungen der Kunst, wie von den reizendsten Erfindungen des Luxus umgeben sei, daran war freilich nichts Staunenswerthes; aber in der Art und Weise, wie diese Schätze vertheilt und angebracht waren, in der künstlerischen Berechnung, womit sie, ohne im Mindesten zur Schau gestellt zu sein, sich gegenseitig heben

mußten, ſprach ſich der feinſte Geſchmack und ein höchſt ausgebildeter Schönheitsſinn aus. Hier war nichts von der barbariſchen Verſchwendung des Emporkömmlings, noch von der kleinlichen Eleganz einer Pariſer Merveilleuſe zu ſehen. Wohin das Auge ſah, traf es auf die gediegene Pracht der Ariſtokratie, die in ihrem ererbten Reichthum und im angewöhnten Genuſſe desſelben vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließend, befähigt iſt, die tauſendfachen Raffinements des Luxus zu einem harmoniſchen, in ſeiner Geſammtheit beinahe majeſtätiſchen Ganzen zu vereinigen. Ueberdieß habe ich die Ueberzeugung, daß ſich aus der Phyſiognomie einer Wohnung der Charakter ihrer Bewohner ziemlich genau entnehmen läßt, und ich bekenne offen, daß ich in einer viel günſtigern Stimmung, als die, in welcher ich gekommen war, in das Cabinet der Gräfin trat.

Sie empfing mich mit freundlicher Würde. Wenn ſich feiner Weltton mit wahrer Herzensgüte paart, ſo verleiht dieß dem unbedeutendſten Worte, den gewöhnlichſten Höflichkeitsformeln allen Reiz perſönlichen Wohlwollens.

Nach den erſten Begrüßungen übergab ich ihr das Schreiben, das ſie nach einer flüchtigen Entſchuldigung erbrach und las. Während ſie damit

beſchäftigt war, hatte ich Zeit, ihre Geſtalt genau ins Auge zu faſſen. Sie war groß und ſchlank, vom Alter nicht gebeugt; in ihrer Kopfhaltung lag etwas, das an den Stolz ihrer fürſtlichen Ahnen mahnte. Ihre Züge, denen die Macht der Jahre freilich tiefe Furchen eingeprägt hatte, trugen deſſen ungeachtet noch immer Spuren früherer außerordentlicher Schönheit, und in ihren dunkeln Augen ſprach ſich eine Geiſtes- und Willenskraft aus, die beinahe einſchüchternd hätte wirken können, wenn nicht ein unendlich freundlicher Zug um die feingeformten Lippen dieſen ſtörenden Eindruck ſchnell verwiſcht hätte. Ihre Kleidung war gewählt, geſchmackvoll und doch für ihre Jahre völlig paſſend, wie ich mich überhaupt nicht erinnere, ſie je in einem Anzuge geſehen zu haben, der nicht den ſtrengſten Anforderungen entſprochen hätte. Als ich ſie nach längerer Bekanntſchaft einmal wegen der Sorgfalt, die ſie auf ihre Toilette verwandte, ein klein wenig neckte, erwiederte ſie ganz eifrig: Halten Sie doch nicht für lächerliche Eitelkeit, was theils die Folge langer Gewohnheit, theils, und zwar ungleich mehr, ſchuldige Berückſichtigung der Andern iſt. Ich will nun einmal nicht zu den alten Frauen gehören, die aus Zorn, daß ſie keine Eroberungen mehr machen

können, ſich dadurch zu rächen ſuchen, daß ſie den Andern Ekel verurſachen.

Nachdem ſie den Brief durchleſen und mich noch einmal herzlich willkommen geheißen hatte, brachte ſie das Geſpräch auf Deutſchland. Sie hatte daſelbſt längere Zeit gelebt, hatte mit den meiſten der Großen, an denen meine Heimath in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts ſo reich war, in naher und freundlicher Berührung geſtanden. Ihre ſcharfſinnigen, die Tagesintereſſen betreffenden Aeußerungen verriethen ihre warme Vorliebe für deutſche Kunſt und Literatur und ihre vollkommene Kenntniß deſſen, was die jetztwirkenden Kräfte in beiden leiſten. Bald kamen auch andere Gegenſtände zur Sprache, die mir Gelegenheit boten, das durchdringende Anſchauungsvermögen, ſo wie das vielſeitige Wiſſen meiner neuen Bekannten zu erkennen; doch war ſie nichts weniger, als eine gelehrte Dame, und ich bin überzeugt, ſie wäre ernſtlich böſe geworden, wenn man ſie mit dieſem Namen bezeichnet hätte. Die Urſache der zauberhaft feſſelnden Wirkung ihres Geſprächs war keineswegs in einem Vorrath aufgehäufter Studien, ſondern einzig und allein in der Treue und Eigenthümlichkeit ihres von der Natur hochbegabten Geiſtes zu ſuchen,

der ſie nach allen Richtungen hin neue, ungeahnte Beziehungen und Verſchiedenheiten entdecken ließ. Die Zeit verflog mir mit unglaublicher Schnelligkeit, und als ich mich endlich erhob, um zu gehen, gewahrte ich nicht ohne Verlegenheit, daß dieſer mein erſter Beſuch bei der Gräfin über zwei Stunden gedauert hatte.

Sie mochte errathen, was in mir vorging, und, meinen Abſchiedsgruß unterbrechend, bat ſie mich, noch einen Augenblick zu verweilen. „Sie waren ſo freundlich", fuhr ſie fort, „meine Neugier nach ſo vielen Dingen zu befriedigen und mir manchen Aufſchluß zu ertheilen, nach welchem es mich längſt herzlich verlangte. Wenn Sie mich nicht ganz egoiſtiſch und undankbar wollen erſcheinen laſſen, ſo müſſen Sie mir nun dafür auch erlauben, mich, was ich eigentlich ſchon früher hätte thun ſollen, mit Ihnen und mit Ihrer Zukunft zu beſchäftigen. Mein Freund P. ſchreibt mir, und Sie ſelbſt beſtätigen es, daß es Ihre Abſicht iſt, ſich hier als Arzt zu etabliren; ich bin überzeugt, daß die Verwirklichung dieſes Vorhabens von den glücklichſten Folgen für Sie ſein und Ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnen wird. Es handelt ſich nur darum, die Schwierigkeiten des erſten Anfangs zu überwinden, was übrigens für einen

jungen deutſchen und, wie ich nicht zweifle, geſchickten Arzt nicht gar ſo ſchwer hält. Wenn ich Ihnen dazu in Etwas nützlich ſein kann, ſo wird es immer mit dem wärmſten Eifer geſchehen. Sprechen wir nun vorerſt von den häuslichen Einrichtungen, die Sie zu treffen haben; denn auf dieſe kommt oft mehr an, als man ſich's träumen laſſen möchte. Wohnen Sie noch im Gaſthofe?"

Ich bejahte ihre Frage.

„Das taugt nichts. Der Unbequemlichkeiten, die Sie darin finden werden, gar nicht zu gedenken, paßt ein ſolcher Aufenthalt auf keine Weiſe zur Förderung Ihrer Plane. Verlaſſen Sie ihn bald." Sie ſann einen Augenblick nach, und fuhr dann lebhaft fort: „Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Bisher bewohnte mein Neffe einige Zimmer des zweiten Stockwerks in dieſem Hotel. Vor einigen Wochen erhielt er den Befehl, ſich mit ſeinem Regimente zu den am Kaukaſus ſtehenden Truppen zu verfügen. Seitdem iſt ſeine Wohnung leer, und es würde mich herzlich freuen, wenn Sie ſich derſelben bedienen wollten. Sie dürfen es thun, ohne nur im geringſten beſorgen zu müſſen, daß Ihnen oder mir dadurch der geringſte Zwang auferlegt werden könnte. Mir ſelbſt kann es nur höchſt angenehm ſein, an Ihnen, mit dem ich mich

gleich bei dem ersten Zusammentreffen so leicht und so gut zu verständigen vermochte, einen Hausgenossen zu gewinnen, und was Sie betrifft, so dürfen Sie sicher sein, durch mich keine Störungen, keine Beeinträchtigung Ihrer Zeit oder Ihrer Freiheit im weitesten Sinne des Wortes zu erfahren. Es wird mir immer lieb sein, wenn Sie zu mir kommen werden, um ein Stündchen mit mir zu verplaudern; doch wird mir's gewiß nie einfallen, Ihnen dieß zur Pflicht zu machen. — Wenn Sie übrigens", fuhr sie lächelnd fort, „meiner Delicatesse nicht recht trauen sollten, so lassen Sie es wenigstens auf die Probe ankommen. Ich verspreche Ihnen, falls Sie sich in meinem Hause nicht heimisch fühlen sollten, mich Ihrem Wunsche, dasselbe zu verlassen, nicht im geringsten zu widersetzen. So; dabei bleibt es: Sie beziehen Eugen's Wohnung."

Die wenigen Einwürfe, die ich diesem so wohlwollenden und in jeder Beziehung so vortheilhaften Anerbieten entgegenzustellen wußte, wurden von der Gräfin schnell beseitigt, und schon am folgenden Tag ward ich ihr Hausgenosse. Nicht zufrieden, mir diese eine Verpflichtung aufzuerlegen, stellte sie auch zwei ihrer Domestiken zu meiner Verfügung, und bat mich scherzend,

mich doch ihrer Pferde, die, wie sie sagte, sich immer vergeblich in die freie Luft hinaussehnten, zu erbarmen, d. h. mich ihrer zu bedienen, so oft und so viel ich wollte. Anfangs zögerte ich, von diesen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Da ich mich aber bald überzeugte, daß in einem auf so glänzendem Fuße eingerichteten Haushalte das Annehmen der mir gebotenen Vortheile durchaus keine Störungen herbeiführen könnte, so stand ich nicht länger an, die Comforts zu genießen, die mir die Güte meiner edlen Freundin anbot. Nun brach eine schöne, freundliche Zeit für mich an. Durch den Einfluß der Gräfin ward ich mit mehrern der ersten Familien bekannt, und von ihnen mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit in ihrem Kreise aufgenommen worden. Einige glückliche Curen verschafften mir in kurzem einen ziemlich ausgebreiteten Wirkungskreis, und so sah ich mich fast zu meinem eigenen Erstaunen in ärztlicher wie in gesellschaftlicher Hinsicht auf eine Stufe gelangt, die ich bei meiner Ankunft in der nordischen Residenz erst nach langen und mühevollen Jahren zu erreichen hatte hoffen dürfen. Den Morgen, so wie den bei weitem größern Theil des Tages, brachte ich mit Studiren und mit Krankenbesuchen zu. War ich damit fertig, so

eilte ich nach Hauſe, wo ich, da die Gräfin erſt nach fünf Uhr ſpeiſte, gewöhnlich das Diner bei ihr einnahm, und auch meiſtens den Abend über in ihrem Cirkel blieb, wenn ich nicht durch beſondere Einladungen, oder unabweisliche Geſchäfte daran verhindert war. Meine Verehrung und meine Freundſchaft für dieſe ausgezeichnete Frau wurden immer tiefer und inniger; ſie vergalt mir meine Empfindungen mit dem liebreichſten Wohlwollen und dem ehrendſten Vertrauen. Was ſie mir beſonders werth machte, war die Unwillkürlichkeit, die ſich in ihrem Loben wie in ihrem Tadeln ausſprach, die ſtrenge Wahrheitsliebe, mit der ſie die Andern und ſich ſelbſt wie einen fremden Charakter beurtheilte. — Ich ſagte ihr einmal, als eben vom Alter die Rede war, daß ich mit Freuden einwilligen würde, ſo alt zu ſein wie ſie, wenn ich mir damit den Vortheil erkaufen könnte, meine Jugend mit ihr verlebt und durch ſo viele Jahre die Freuden ihres Umganges genoſſen zu haben. Doch nein! widerlegte ich mich ſelbſt, es iſt beſſer ſo; denn hätte ich Sie in Ihrer Jugend gekannt, ſo würde ich Sie, ich bin deſſen gewiß, mit wahnſinniger, vielleicht verderblicher Leidenſchaft geliebt haben.

„Das glaube ich nicht", entgegnete ſie; „denn

wenn Ihnen mein jetziges Weſen gefällt und zuſagt, ſo hätte Ihnen mein früheres um ſo entſchiedener mißfallen müſſen. Glauben Sie, ich war immer, was ich jetzt bin? Ich ſage Ihnen: zwiſchen den zwei ungleichſten Charaktern herrſcht keine größere Verſchiedenheit, als zwiſchen dem Innern der Matrone, die Sie hier vor ſich, und dem der jungen Frau, die Sie dort auf jenem Bilde ſehen."

Sie wies auf ihr in vollem Jugendreiz ſtrahlendes Portrait, und ſchwieg, als ob ſie dieſen Gegenſtand nicht weiter erörtern wollte.

Ihre letzte Aeußerung rief mir eine Bemerkung zurück, die ich ſchon oft vor dieſem Bilde gemacht hatte. Es war von einem italieniſchen Meiſter höchſt kunſtreich gemalt, und ſtellte die Gräfin in aller Pracht entzückender Schönheit dar. Es mußte von ſprechender Aehnlichkeit geweſen ſein, denn ſelbſt jetzt noch ließen ſich große Spuren derſelben auffinden. Aber wie ſo ganz verſchieden war der Ausdruck dieſer Züge, von dem, der nunmehr das Antlitz meiner theuern Freundin beſeelte! In jenem zauberiſchen Geſichte, das in der vollendeten Reinheit ſeiner Linien an die edelſten Köpfe der Antike erinnerte, lag eine Kälte und ein Stolz, vor welchen ſich das Herz ver-

ſchließen mußte. Die dunkeln, mährchenhaft ſchönen Augen blickten voll trotzigen Hochmuths auf den Beſchauer, und der Mund, den jetzt ein ſo geiſt- und liebevolles Lächeln umſchwebte, ſchien dort nur dazu geſchaffen, ſtrenge Befehle auszuſprechen. Es war mit einem Worte das Bild eines weiblichen Napoleon. Lange hatte ich geglaubt, der Maler habe den Ausdruck verfehlt, und den Charakter der Darzuſtellenden ſchlecht aufgefaßt; die letzte Aeußerung der Gräfin ließ mich aber die Richtigkeit dieſer Vorausſetzung bezweifeln, und flößte mir die Vermuthung ein, ſie könne wohl einſt ſo geweſen ſein, wie ihr Bild ſie zeigte. Aber wodurch waren ſo gewaltige Veränderungen in ihr bewirkt worden? Dieß war ſchwer zu erfahren. Im Gegenſatz zu den meiſten Damen vermied ſie es, die innern Erlebniſſe ihrer Jugendjahre zu beſprechen, und was die Nachrichten betrifft, die ich durch Andere darüber hätte erhalten können, ſo hätte ich mich für's Erſte geſchämt, hinter dem Rücken meiner Freundin Erkundigungen über Dinge einzuziehen, die ſie vielleicht auf immer zu verhehlen wünſchte, und für's zweite wäre es mir doch kaum möglich geweſen, genügende Auskunft zu erlangen, da die meiſten Zeitgenoſſen der Gräfin längſt von dem Schauplatze entſchwunden waren,

und die jüngere Generation von ihrer Vergangenheit nicht mehr, und nicht weniger wußte, als ich selbst. Eines schien mir gewiß: das Schicksal dieser Frau konnte kein gewöhnliches, gemeines sein. Sie mußte entweder nie, oder sie mußte das Ungeheuerste gelitten haben. War sie aber immer ein Schooßkind des Glückes gewesen, woher war ihr dann dieß Mennonsherz geworden, das bei jedem Schmerzensstrahl, wo er auch aufflammen mochte, so mitfühlend erklang? War aber meine zweite Voraussetzung richtig, lagen wirklich schauerlich dunkle Schicksale hinter ihr, hatte sie den Jammer kennen gelernt: — wie hatte sie es dann angefangen, sich diese Heiterkeit, diesen Muth, diese ungetrübte Geistesfrische zu bewahren? Ich mußte mir die Antwort schuldig bleiben.

Unter den bereits geschilderten Beschäftigungen und Erholungen verstrich der Winter. Ihm folgte der Frühling, der Rußland einen so herben Verlust bereiten sollte: ich spreche von Alexander Puschkin's tragischem Ende. Ich hatte ihn, den ich als Dichter längst verehrt, kurz nach meiner Ankunft in Petersburg persönlich kennen, und, wie Alle, die ihn kannten, lieben gelernt. Sein Tod traf mich ungemein schmerzlich; und außer diesem persönlichen Leid quälte mich noch die angstvollste

Beſorgniß wegen des Eindrucks, den ſein erſchütterndes Ende auf die Gräfin machen werde, deren vertrauteſter Freund er durch viele Jahre geweſen war.

Ich fühlte nicht den Muth in mir, ihr dieſe Todespoſt zu hinterbringen. Tauſend düſtern Gedanken hingegeben durchſchritt ich die Straßen ohne Ziel und Zweck. Es war ſchon ziemlich ſpät, als ich nach Hauſe kam. Im Vorzimmer begegnete ich Madame Leroux, der Kammerfrau der Gräfin. Sie ſah bleich und erſchreckt aus. Ich hielt ſie an, und fragte mit ungewiſſer Stimme: „Weiß die Gräfin ſchon?"

„Von Herrn von Puſchkin's Tod? Ach ja!"

„Wie hat ſie die Nachricht aufgenommen?"

„Im erſten Augenblick ſchien es uns Allen, als werde der Schmerz und der Schreck darüber auch ſie tödten; ſo bleich wurde ihr Geſicht, ſo ſtarr blickten ihre Augen. Wir beeilten uns, ihr die nöthige Hilfe zu leiſten, und als ich nur ein wenig zur Beſinnung kam, wollte ich ſogleich nach Ihnen ſchicken. Die Gräfin verbot es jedoch, entließ Alle, die ſie umgaben, und verſchloß ſich in ihr Cabinet; dort blieb ſie zwei Stunden ganz allein. Ich war in der heftigſten Beſorgniß um ſie; endlich ſchickte ſie nach mir. Ich fand ſie ruhig, und ſie erwähnt

des Vorhergegangenen mit keiner Sylbe. Aber dennoch bitte ich Sie um Gotteswillen, gehen Sie noch heute zu ihr!"

Tief bewegt trat ich in das Cabinet. Die Gräfin saß allein, das Haupt nachdenkend auf den Arm gestützt. Bei meinem Eintritte richtete sie sich empor, und sah mich mit einem Blicke an, dessen unbeschreiblich schmerzlichen Ausdruck ich nie vergessen werde.

Mir war das Herz zu voll und zu gepreßt, als daß ich hätte sprechen können; wir reichten uns schweigend die Hände und verstanden uns. „Aufgefahren gen Himmel!" sagte sie leise. Und wieder folgte eine lange inhaltschwere Pause, die ich nicht zu unterbrechen wagte. Die Gräfin, — ach, ihr hoher Geist war immer ein starker Ueberwinder — faßte sich zuerst, und sagte mit wehmüthig ernster Stimme: „Wieder ein Freund, der mir blutend vom Herzen gerissen wurde! Ich muß mich drein ergeben. Aber glauben Sie mir, Ludwig, es ist recht hart, die ganze große Ernte, die der Tod unter unsern Lieben hält, bis an's Ende ansehen zu müssen, und erst die Letzte gefällt zu werden. Und doch," fuhr sie, sich ermuthigend, kräftiger fort, „doch habe ich Unrecht, mich von diesem letzten, wenn auch wahrhaft schweren Schlage so

tief beugen zu laſſen. In meinen Jahren verlieren die durch den Tod herbeigeführten Trennungen einen großen Theil ihres Schreckens, weil man nicht zu befürchten hat, daß ſie von langer Dauer ſein werden. So verwandeln ſich die ſchmerzlichſten Losreißungen in ein Scheiden auf wenige flüchtige Stunden. Mit Puſchkin iſt dieß freilich ein Anderes. Sein Geiſt, der in einer ſo kurzen Spanne Zeit, wie ſie ihm hienieden zugewieſſen ward, ein Ziel erreichte, ja überflügelte, zu deſſen Erſtrebung uns Andern ein Jahrhundert nicht genügte, dieſer Geiſt wird ſich auch dort mit gleicher Schnelligkeit von dem Sterne, auf dem er jetzt weilt, in die höhern Welten Gottes ſchwingen, und wer ſagt mir, wo er ſein wird, wenn ich dahin komme, wo er jetzt iſt?"

Wir ſprachen weiter von dem unſterblichen Todten. „Nie," ſagte die Gräfin, „iſt mir ein Charakter vorgekommen, in dem ſich der Menſch in den verſchiedenen Phaſen ſeiner Entwicklung reiner und deutlicher ausgeſprochen hätte: Kind im Ungeſtüm ſeiner Wünſche und in der ewigen Liebebedürftigkeit ſeines Herzens, Jüngling im Glauben an alles Schöne und Große und im Kraftringen darnach war er Mann in ſeinem ſchönen, edlen Haß gegen alles Schlechte und

Gemeine, in ſeinem heiligen Zorn gegen die Lüge, und die von ihr erzeugte Laſterbrut, in der unwandelbaren Treue ſeiner Neigungen. O, wahrlich! ein großer Richter iſt gegangen aus Iſrael."

„Und wann wurde er uns entrückt?" nahm ich das Wort. „Zu einer Zeit, wo es uns erlaubt war, die reichſten und reifſten Spenden ſeines Genius erſt zu erwarten. Unſere Trauer um ihn muß noch durch den Gedanken verbittert werden, welche unentfaltete Geiſtesſchätze mit ihm in's Grab geſenkt wurden."

„Hierin bin ich nicht Ihrer Meinung. Nicht, daß ich glaubte, Puſchkin's Schöpferkraft ſei im Abnehmen begriffen geweſen, gewiß nicht! Vor kurzer Zeit las er mir ſeine letzten noch ungedruckten Gedichte vor; ſie waren herrlicher, großartiger, erhabener, als Alles, was er früher geſchrieben. Aber ich habe die Ueberzeugung, daß noch Keiner zur Gruft gegangen, bevor er im Leben Alles geleiſtet, was er überhaupt zu leiſten vermochte, daß noch kein großer Menſch, in Beziehung auf ſein Wirken für die Welt, zu früh geſtorben ſei. Wenn wir annehmen, wie wir dieß beinahe müſſen, daß jeder Genius ein Gottgeſandter ſei, ſo müſſen wir auch glauben, daß ein

ſolcher nicht früher von der Erde abgerufen werde, als bis er ſeine Sendung in ihrem vollſten Umfange erfüllt hat. Kein Ton, den er angeklungen, wird je verwehen; andere Stimmen werden ihn aufnehmen und zum Liede ausbilden. Es wäre freilich ſchön und menſchlich befriedigend, wenn der Genius die ſegenvollen Erfolge ſeines Waltens erleben könnte; aber es iſt dieß nicht nothwendig. Er iſt nur dazu berufen, die koſtbare Saat zu ſäen, und ſie ſommerslang zu pflegen. Steht ſie in voller Reife, und zum Schnitt bereit, dann iſt ſein Tagewerk vollendet, und er kann gehen; die Garben zu binden und einzuſpeichern vermögen wohl auch Andere.

Die Gräfin brachte die nächſten Tage in beinahe völliger Abgeſchiedenheit zu. Es war überhaupt ihre Weiſe, ſich jedesmal, wenn ſie litt oder traurig war, von aller Geſellſchaft zurückzuziehen, weil ſie, wie ſie ſagte, kein Recht habe, durch ihre innere Getrübtheit die Luſt der Andern zu ſtören. Sie empfing dann nur Solche, von denen ſie ſich genau verſtanden wußte, und bei denen ihr Schweigen keiner Entſchuldigung bedurfte. Dieſe Kriſen gingen jedoch gewöhnlich bald vorüber; ſo auch dießmal. In kurzer Zeit hatte ſie ihre ganze Faſſung und Heiterkeit wieder gewonnen, und wenn

ſie von Puſchkin ſprach, was häufig der Fall war, ſo geſchah es wohl mit aller Weihe der Begeiſterung, mit aller Wärme unzerſtörbarer Freundſchaft, aber zugleich mit einer ſo ungetrübten Freude der Erinnerung, mit einer ſo innigen Zuverſicht, nicht lange von ihm getrennt zu ſein, daß es faſt ſchien, als hätte ſie den Ruf, der ſie ihm bald beigeſellen ſolle, ſchon von fernher vernommen.

Als ich wenige Wochen nach dem Tode ihres Freundes eines Abends in ihren Salon trat, fand ich ſie in Geſellſchaft eines jungen, mir ganz unbekannten Mannes, und in ſichtlicher, doch kaum angenehmer Aufregung. Sie ſchien froh, mich zu ſehen, und zwar, wie mir dünkte, dießmal weniger um meiner ſelbſt willen, als weil mein Erſcheinen einem ihr vermuthlich läſtigen tête-à-tête ein Ende machte. Kurz nach meinem Eintritte erhob ſich der Fremde, und ſich verabſchiedend, fragte er: „Ew. Excellenz bleiben alſo bei Ihrem Entſchluſſe?“

„Ich habe Ihnen die Gründe angegeben, die ihn motiviren, und wenn Sie billig ſein wollen, ſo müſſen Sie die Giltigkeit derſelben anerkennen.“

„Aber bedenken Sie, gnädige Frau, daß Ihre Weigerung doch nur eine, freilich ſehr bedeutende

Lücke in der projectirten Sammlung verursachen, die Herausgabe der Sammlung selbst aber keineswegs verhindern kann. Alle übrigen Personen, die Briefe von Puschkin besitzen, haben sich bereits erklärt, mir dieselben auszuliefern.

„Darüber steht mir kein Urtheil zu, und diese übrigen Personen mögen ihre Zustimmung vor ihrem eigenen Zartgefühl vertreten. Was mich betrifft, so kann das Thun und Lassen Anderer in einer Sache, wie diese, nicht den geringsten Einfluß auf mich ausüben."

Sie machte eine Bewegung, die der Fremde verstand; er entfernte sich mit schlecht verhehlter Unzufriedenheit.

Kaum hatte er uns verlassen, als die Gräfin, aus ihrer Verstimmung schnell in den ihr eigenthümlichen heitern Ton übergehend, lächelnd zu mir sagte: Hören Sie, es gibt auf dieser schönen Erde mehr Bores, als man's sich selbst im heftigsten Alpdrücken träumen ließe.

„Der Besuch, der Sie so eben verließ, scheint Ihnen wenig Vergnügen gemacht zu haben?"

„Verdruß hat er mir gemacht. Ich kannte den jungen Mann nicht persönlich. Da ich mich aber, als er mir gemeldet wurde, seines Namens, als des eines nicht talentlosen Literaten erinnerte,

ſo nahm ich keinen Anſtand, ihn zu empfangen. Gleich nach den erſten Begrüßungen eröffnete er mir, welches Anliegen ihn zu mir führe. Sein Vorhaben iſt, Puſchkin's Correſpondenz mit ſeinen Freunden zu ſammeln und im Druck herauszugegeben, und da er weiß, daß ich in jahrelangem, ununterbrochenem Briefwechſel mit dem Verſtorbenen ſtand, ſo bat er mich, ihm die Mittheilungen, die ich der gläubigſten, vertrauensvollſten Freundſchaft verdankte, zu dem erwähnten Zwecke auszuliefern. Was ſagen Sie zu einem ſolchen Anſinnen?"

„Aufrichtig geſtanden: ich finde darin nichts, was Sie erzürnen oder eine Weigerung von Ihrer Seite rechtfertigen könnte. Je ſeltener großartige Erſcheinungen im Leben ſind, um ſo mehr müſſen wir darauf bedacht ſein, ſie nach allen Richtungen, in allen Abſtufungen ihres Weſens kennen zu lernen. Ein Menſch wie Puſchkin gehört der Welt an."

„Ein Dichter wie Puſchkin gehört der Welt an," entgegnete ſie. „Wäre ich die alleinige Beſitzerin ſeiner Werke, und wollte ihr dieſe vorenthalten, ſo verdiente ich, daß man mir auf der Folter die Auslieferung jener Schätze abpreßte, auf die Aller Herzen, die ſich für Schönes regen, ein Recht

haben. Was aber der Menſch Puſchkin dachte und fühlte, hoffte und beſorgte, genoß und litt, was er in der kindlichen Argloſigkeit ſeiner Seele gegen Die ausſprach, die er menſchlich liebte und achtete, das gehört nicht für die Oeffentlichkeit. Wie in einer geheiligten Urne ſoll es in der Bruſt Jener verſchloſſen bleiben, die ſein Vertrauen ſo hoch geehrt."

„Und Sie bedenken nicht, welche Erläuterungen uns auch in Bezug auf ſeine Werke dadurch verloren gehen, wie viele Fingerzeige ſich eben aus dieſen leicht und abſichtslos hingeworfenen Aeußerungen entnehmen ließen? Ich glaube, daß wir eben nur durch ein völliges Vertraut- und Bekanntwerden mit des Dichters innerſter Sinnesweiſe, mit ſeinen Erlebniſſen, ſeinem täglichen Thun und Treiben lernen können, wie es ihm möglich ward, das Große zu ſchaffen, das er ſchuf, und ſo dürfte wohl der Menſch den Dichter erklären."

„Laßt es Euch an dem Kunſtwerk, das der Genius hervorrief, genügen," ſagte ſie ernſt, „ohne nach ſeiner Entſtehung zu forſchen. Dieſe iſt das eigentlich Geiſterhafte, das Unergründliche, und jedes Wort, das darüber geſprochen wird, verdichtet nur die Schleier, die ſich um das Geheimniß dieſer Zeugung legen. Pflückt eine Blume,

zerlegt ſie bis in die kleinſten Theile: ihr werdet darum doch nicht erfahren, wie ſie geworden, nach welcher Miſchung von Luft, Thau und Sonnenſtrahlen es bedurfte, um ihr den Duft, den Glanz, die Farbe, die Euch an ihr entzücken, zu verleihen. Ein großes Geiſteswerk iſt aber ganz eben ſo eine Naturſchöpfung, wie die geringſte Blumenbildung. Der Genius kennt ſeine eigenen Wege nicht, und ſein inſtinctmäßiges, unbewußtes, wahlloſes Ergreifen des Vortrefflichſten iſt gerade ſein ſicherſtes, unwiderleglichſtes Kennzeichen."

„Wir wollen annehmen, es ſei ſo," erwiederte ich, „und jeder Dichtergeiſt trage einen Moſesſchleier; aber ſelbſt im Falle, daß ich Ihnen dieß Zugeſtändniß machte, müßte ich mir doch noch eine Bemerkung erlauben. Iſt nicht die treue, unbefangene Selbſtſchilderung einer, gleichviel welcher, Menſchennatur die inhaltreichſte, bildendſte Gabe, die uns geboten werden kann? Gewiß! Und um wie viel mehr, wenn es ſich um einen, das zufällige, und wie Sie behaupten, unbewußt waltende Talent ganz abgerechnet, hochbefähigten Geiſt, um einen ſtarken, edlen Charakter handelt, der uns durch das Beiſpiel ſeines Lebens zu zeigen vermag, wie man kämpfen müſſe, um zu überwinden.

„Darüber ist gar Vieles zu sagen," erwiederte sie, „und Sie müssen es meinem Alter und meinem Geschlechte verzeihen, wenn ich dabei ein wenig weit ausholе. Es ist in diesen Jahren Mode geworden, nach dem Tode jedes berühmten, mitunter auch nur bekannten Menschen seinen brieflichen Nachlaß sogleich zu veröffentlichen. Ich kenne die Scheingründe, mit denen man dieß Beginnen zu rechtfertigen, ja selbst, als höchst verdienstlich darzustellen sucht; dennoch kann ich in Unternehmungen solcher Art nur eine literarische Frauba-serei erblicken. Es versteht sich von selbst, daß ich hier weder von den Memoiren des Staatsmannes, noch von den Briefen des Diplomaten, die er in dieser Eigenschaft schreibt, sprechen will; diese gehören der Oeffentlichkeit an; denn sie schildern allgemeine Zustände; sie erklären dunkel gebliebene Thatsachen; behandeln menschheitliche Interessen, und machen somit einen Theil der Geschichte aus. Das, wogegen ich eifere, ist die rohe Enthüllung solcher innern Zustände, wie sie Der, dem sie zufallen, vor Niemanden zu vertreten, und nur mit Gott und sich selbst abzumachen hat. Man behauptet auch hier, solche Mittheilungen seien ungemein lehrreich, und man vermöge durch eine genaue Beherzigung derselben lebensklug und ein-

ſichtsvoll zu werden, ohne erſt die bittere Arznei ſelbſtgemachter Erfahrung verkoſten zu müſſen; aber dieſe Behauptung mahnt mich gewaltig an die ſogenannten Prügelknaben, die man in frühern Jahrhunderten an verſchiedenen Höfen hielt, und die jedesmal, wenn ihre fürſtlichen Lerngenoſſen ihre Lection nicht wußten, oder ſich ſonſt ſchlecht aufgeführt hatten, die Tracht Schläge erhielten, die Jene verdient hatten. Des Beiſpiels wegen, hieß es; doch findet man nirgends, daß dies Beiſpiel die beabſichtigte Wirkung gehabt habe. Die Prinzlein bekümmerten ſich wenig um die Schläge, die ſie nicht ſelbſt empfanden, und Alles, was ſie daraus entnehmen konnten, war, daß es beſſer ſei, ein Fürſtenſohn zu ſein als ein Prügelknabe. So möchte man es uns auch in unſern Tagen leicht und uns auf fremde Koſten klug machen; aber es geht nicht, es wird nie gehen. Denn was wir erſtreben und wahrhaft beſitzen wollen, müſſen wir immer aus eigenen Mitteln und oft ſehr theuer bezahlen. Wem möchte es wohl einfallen, einen Andern in die Schule zu ſchicken, daß er für ihn lerne? Und mit dem Leben, dieſer ſtrengſten Schule, dieſem nachſichtsloſeſten Lehrer, glaubt man es ſo machen zu können! Es iſt gar zu thöricht!"

„Sie trauen alſo der Erfahrung gar keine Macht zu?“

„Der ſelbſtgemachten die allergrößte. Aber wie geſagt: was uns Heil bringen ſoll, muß ſich aus uns ſelbſt entwickeln, weil es nur in dieſem Falle in der nothwendigen harmoniſchen Uebereinſtimmung mit unſern Kräften und Fähigkeiten ſtehen kann. Fremdartiges, das wir gewaltſam in uns aufnehmen, macht uns über kurz oder lang zur geiſtigen Karicatur. Ich kenne keinen falſchern Satz als den, daß fremder Schaden klug mache. Es gibt nicht zwei völlig gleiche Lagen, weil es nicht zwei völlig gleiche Charaktere gibt. Ein Wagniß, dem der Eine blutend unterliegt, wird von dem Andern ſiegreich beſtanden. Dieſer hätte demnach groß Unrecht gehabt, ſich durch das Beiſpiel des Erſtern abſchrecken zu laſſen. Die äußern Umſtände waren vielleicht in beiden Fällen ganz dieſelben, aber die Verſchiedenheit der Individualitäten bedingte den verſchiedenen Erfolg. Und ſo gilt's vom Allgemeinen wie vom Einzelnen. — Doch noch Eins: Sie kennen das verhüllte Leben, das wir führen, die falſchen lügenhaften Verhältniſſe, in welchen wir uns bewegen müſſen, die tauſend nothgedrungenen Rückſichten, die alles Urſprüngliche, Menſchlichwarme aus unſerm geſell-

ſchaftlichen Zuſtande verbannen. Es iſt dahin gekommen, daß wir nur mehr mit Ariſtokraten, Financiers, Künſtlern, Gelehrten und ſo weiter verkehren, d. h. mit Repräſentanten verſchiedener Claſſen; was aber ihr Individuelles, den eigentlichen Kern ihres Weſens betrifft, ſo können wir ſelten oder nie zur klaren Einſicht deſſelben gelangen. Wir Alle ſind wie eingeſponnen und verpuppt. Ich will zugeben, daß unſre jetzigen Verhältniſſe nicht zu ändern, will das traurige Zugeſtändniß machen, daß unſre Bildung, zu verfeinert, um ſich mit dem Zuſtande kindhafter Offenheit zu vertragen, noch nicht weit genug gediehen ſei, um uns zur bewußten Wahrhaftigkeit hinaufzuheben; aber je entfernter wir von einem ſolchen Naturzuſtande noch ſind, um ſo erfreulicher und ſchätzenswerther muß uns jeder Naturlaut ſein, der durch dieſe conventionellen Fugen an unſer Herz dringt und uns Kunde von einem innern Menſchenleben gibt. — Wenn wir dieſe Kunde immer beſäßen, um wie viel milder, nachſichtiger und beſſer würden wir ſein! Unſre Härte, unſre Kälte ſind nur Folgen unſrer Blindheit, der Unbekanntſchaft, in der wir zu einander ſtehen. Da es uns aber nun einmal nicht vergönnt iſt, während unſres Lebens offen hinzutreten und

der Welt unſer Inneres mit ſeinen Freuden und Schmerzen zu zeigen, ſo geſchehe dieß wenigſtens nach unſerm Tode. Eine ſolche Mittheilung wird, falls ſie treu und aufrichtig, ihren Eindruck nie verfehlen, und wenn dieſer auch nicht mehr dem Spender der werthen Gabe zu Gunſten kommen kann, ſie wird darum nicht minder eine wirkungsreiche, veredelnde Reue in uns erwecken. Zur Erkenntniß unſrer Blödſichtigkeit gelangt, werden wir vorſichtiger in unſern Urtheilen, ſchonender in unſern Berührungen mit Andern ſein, um nicht einſt, wenn der Tod ſie uns entführt und uns ihr verhülltes Seelenleben klar geworden, ſchmerzvoll bekennen zu müſſen: ich war ungerecht gegen Euch und kann's Euch nun nicht mehr vergüten."

„Darin ſtimme ich Ihnen bei," — erwiederte ich der Gräfin"—denn auch ich bin überzeugt, daß der Menſch viel zu wenig vom Menſchen erfährt; aber Mittheilungen wie die, von denen Sie ſprechen, ließen ſich, meiner Anſicht nach, auf andere, dem eigentlichen Zweck mehr zuſagende Weiſe machen, als eben durch Bekanntmachung von Briefen, die nur zu leicht fremde Intereſſen verletzen, und wobei noch überdieß die meiſten Leſer die Sache ſo wenig von der Perſon, die Empfindung von Dem, der ſie hegte, ſo wenig zu

rennen wiſſen, daß ſie oft die erhabenſten Regungen belächeln, die heiligſten Gefühle verſpotten, und zwar nur darum, weil ihnen dieſe vielleicht mit der äußern Perſönlichkeit Deſſen, der ſie ausſpricht, mit ſeiner Stellung im Leben, oder mit irgend einer andern Zufälligkeit im Widerſpruch ſcheinen. Wem wirklich nur um geiſtigen Erwerb zu thun iſt, der wird ſich um keinen Namen, um keine Aeußerlichkeit bekümmern, und da, denke ich, ließe ſich die Sache denn ſo einrichten. So arm, ſo ganz verlaſſen iſt wohl kein Menſch, daß er nicht einen Freund hätte, dem er alle ſeine Geſchicke, ſeine Erhebungen, ſeine Fehler und Irrthümer anvertrauen könnte. Dieſer Freund ſei denn der Dolmetſch zwiſchen dem verhüllten Herzen und der Welt; er wiederhole uns, einfach und ſchmucklos, was ihm das Lächeln und die Thränen der geliebten und nur von ihm erkannten Seele geſtanden; er mache die Welt zum Genoſſen des ernſten Bundes. Dabei braucht er keinen Namen zu nennen, noch das, was in dem Reich der Geiſterwelt geſchah, zur Erde herabzuziehen; genug, daß er ein Menſchenleben ſchildert."

Mein längſt gehegter Wunſch trat mir wieder lebhaft vor die Seele. „Und Sie, gnädige Frau, darf ich Sie fragen, ob Sie den Freund ſchon

gefunden, der Ihnen dieſes unumſchränkten höchſten Vertrauens würdig ſchien, den Sie hoch genug hielten, um ihm ein ſo werthes Vermächtniß zu übergeben? Haben Sie ihn denn wirklich ſchon gefunden?"

Das ernſte forſchende Auge der Gräfin begegnete meinem bittenden Blick; ſie verſtand ihn. „Ich glaube: ja," ſagte ſie mit einer wunderbaren Miſchung von Feierlichkeit und Milde. Lautlos und freudig überraſcht beugte ich mich auf ihre Hand. „Es gibt," fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, „es gibt vielleicht keine höhere heiligere Stunde als die, in der ein Menſch alle Bedenklichkeiten und Rückſichten weit von ſich ſtößt, um dem Freunde ſein innerſtes Gemüth zu zeigen, wie es iſt und war. Warum ſollte ich uns Beiden dieſe ernſte Feier verſagen? Es umgeben mich viele Menſchen, die ich liebe, und für deren Glück mir kein Opfer zu groß ſcheinen würde; aber ich kann doch nicht meine innerſten Gedanken gegen ſie ausſprechen, denn ſie würden mich nicht verſtehen und mich verwundert fragen, was willſt Du damit? — Sie, Ludwig, ſind ſeit Puſchkin's Tode der Einzige, der mich nicht nur zu verſtehen, ſondern ſelbſt zu errathen weiß, der Einzige, den ich eben ſo ſehr achte, als ich ihm gut bin. Darum

ſollen Sie meine Beichte hören, und wenn ſie Etwas darin finden, wovon Sie glauben, daß es andere Seelen erquicken und erheben könnte, ſo mögen Sie, wenn ich einſt in der Gruft liege, meine Bekenntniſſe, wenn auch mit ſteter Verſchweigung der Namen und Perſönlichkeiten, Denen mittheilen, die nach Wahrheit verlangen."

Sie gab Befehl, für den heutigen Abend Niemand mehr vorzulaſſen, und nachdem Sie ſich einem kurzen Sinnen entriſſen, ſagte ſie: „So wollen wir beginnen!"

„Aber, theure Gräfin," bat ich, „erzählen Sie mir Alles, ſelbſt von Ihren Kinderjahren, wie Sie erzogen wurden, wie."

„Ich wurde gar nicht erzogen," lächelte ſie, „und das war das Beſte, was mir geſchehen konnte, da die Menſchen, die mich umgaben, doch nicht im Stande geweſen wären, mir eine wahrhaft bildende Erziehung zu geben. Dabei blieb freilich gar Manches unentfaltet in mir; aber dieſes konnte ſich noch ſpäter entfalten, während ich die Mißgeſtalten des Angebildeten kaum mehr losgeworden wäre. Meine Mutter ſtarb ſehr früh; mein Vater, deſſen ganze Zeit durch das Staatsamt, das er bekleidete, in Anſpruch genommen war, übergab mich, um ſich nicht weiter um mich

bekümmern zu müſſen, einer Ausländerin, die Abends mit dem ſeligſten Gefühle ſtreng erfüllter Pflicht entſchlummerte, wenn ſie mir nur den ganzen Tag über Franzöſiſch vorgeplaudert hatte. Der Unterricht, den ich übrigens erhielt, war weniger, als mangelhaft, und was man auch über die Oberflächlichkeit der jetzigen Lehrmethoden ſagen mag, ſo bleibt es doch gewiß, daß, im Vergleich mit meiner Zeit, ein bedeutender Fortſchritt zum Beſſern nicht zu verkennen. So blieben denn meine durch nichts angeregten Geiſteskräfte ganz unthätig, und ich ſelbſt unwiſſender, als es jetzt die Kinder der unterſten Claſſen zu ſein pflegen. Meine Naturgaben galten für ſehr beſcheiden; die einzige Anlage, die man an mir erkannte, war ein entſchiedenes Talent für Muſik, zu deſſen Ausbildung man mir einen deutſchen Muſiklehrer ins Haus nahm. So lange Zeit ſeitdem verfloſſen iſt, kann ich doch nicht ohne wahre Betrübniß an die harten Geduldproben denken, die ich dem guten alten Manne auferlegte; er beſtand ſie alle, und zwar — wie ſeltſam dieß auch klingen mag — aus wahrer Neigung zu mir. Ich habe oft gedacht, daß er ein Sonntagskind geweſen ſein muß, um das Gute und Edle in mir, trotz der finſtern Unmachtung, die es damals umgab, zu erkennen. Sein

Eifer und seine Geduld waren unendlich, unerschöpflich; er war der Einzige, von dem ich wirklich Bedeutendes lernte, und zugleich der Einzige, der durch die Achtung, die er mir abzwang, einigen Einfluß auf mich gewann, während alle Uebrigen ihre liebe Noth mit mir hatten. Ja, ich bin überzeugt, daß ohne die glänzenden Vortheile, die der Reichthum meines Vaters den bei mir beschäftigten Personen bieten konnte, es keine von ihnen auch nur drei Monate bei mir ausgehalten hätte, so störrisch, rauh und unlenksam erwies sich mein Charakter. Als ich endlich mein siebzehntes Jahr erreicht hatte, wurden meine Lehrer verabschiedet. Obwohl ich so viel wie nichts wußte, betrachtete man meine Erziehung doch als vollendet und hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als mich unter der Obhut einer meiner Verwandten in die große Welt einzuführen. Ich gefiel, oder besser gesagt, man fand mich schön. Von wahrhaftem Gefallen konnte bei einem Wesen von so schroffer, unliebenswürdiger Sinnesart wohl nicht die Rede sein; dennoch erregte ich die Aufmerksamkeit des Fürsten B. in so hohem Grade, daß er, trotz der sehr bedeutenden Verschiedenheit unsers Alters, sich den eifrigsten Bewerbern um meine Gunst beigesellte, und in kurzem bei meinem

Vater um meine Hand anhielt. Sein Fürstentitel, sein großes Vermögen, seine Stellung bei Hofe machten ihn zu einer Partie, wie sie mein Vater in seinen kühnsten Erwartungen für mich nicht glänzender hätte träumen können. Was mich betrifft, deren Herz noch kein Mann gerührt hatte, deren Kindheit in unverantwortlicher Vernachlässigung verstrichen war, so wie deren erste Jugend in dem berauschenden Getöse der lärmendsten Vergnügungen des Weltlebens verfloß: so schienen auch mir die mit der vorgeschlagenen Verbindung verknüpften Vortheile so groß, daß ich ohne langes Bedenken meine Einwilligung gab. Bald darauf hieß ich Fürstin B."

„Hier wird es nöthig sein, einige Worte über den Charakter meines Gatten einzuschalten. B. war ein Mann von ungewöhnlichem Geist, dessen Verstand sich jedoch leider nur auf Kosten oder eigentlich durch den Ruin seines Gemüthes ausgebildet hatte. Er hatte den größten Theil seiner Jugend, die ohnehin in eine höchst materielle, herzvertrocknende Zeit gefallen war, am französischen Hofe verlebt und dort jene sophistische Aufklärung eingesogen, die ich mit nichts Anderm zu vergleichen weiß, als mit dem Brande, der manchmal die amerikanischen Prairien überzieht: gleich

diesem vertilgt sie die zerreißenden Ungeheuer unserer Leidenschaft, verscheucht aber wie dieser zugleich auch alles übrige Leben, versengt die schönsten, frömmsten Blumen unsrer innern Welt, und läßt nichts zurück als eine schrankenlose, grauenvolle Wüste. Obgleich ein Anhänger der französischen Philosophie, insofern diese seine kalte Selbstsucht begünstigte, war B. doch inconsequent genug, auf seine äußere Stellung ziemlich stolz zu sein; doch ungleich größer und verletzender war der Hochmuth, mit dem er seine geistige Ueberlegenheit, die aus völliger Gemüthlosigkeit entspringende Kraft seines Wollens geltend machte. Eigentlich böse war er nicht, und ich glaube kaum, daß er, ohne bedeutenden Vortheil für sich selbst daraus zu ersehen, Jemanden das geringste Leid hätte zufügen mögen. War hingegen ein Zweck zu erreichen, so flog sein Wille unaufhaltsam pfeilähnlich dahin, und hätte er auf dem Wege das treu ergebenste Herz durchbohren müssen. Ihm waren die Menschen Maschinen. Seine Großmuth war kluge Berechnung; die Freundschaft schien ihm eine conventionelle Lüge; die Liebe eine poetische Benennung für die prosaische Befriedigung sinnlicher Lust. So war der Mann, in dessen Händen fortan mein Schicksal lag. Ich mußte den

eiteln Weltſinn, der mich in ſeine Arme geführt hatte, ſchwer büßen. Geliebt hatte ich ihn freilich nie, und ſo konnte es denn auch nicht eben mein Herz ſein, das ſich durch ſeine Kälte verletzt fühlte; aber mein Stolz, dieſe empfindlichſte Seite meines damaligen Weſens, litt furchtbar unter dem geiſtigen Herabblicken, unter der moraliſchen Geringſchätzung, mit welcher mich B. behandelte, und die durch alle höfiſchen Galanterien ſeiner Formen drangen. Ich lernte bald einſehen, daß ich ihm nichts ſei, als ein ſchönes Weib, ein Statue, ein Bild, ein Spielzeug. Mein Zorn über dieſe Entdeckung, mein Groll gegen den, der mir ſolche Schmach anthat, waren ohne Gränzen. Zu unerfahren, oder vielmehr zu ſtürmiſch, um meine Empfindungen verbergen zu können, ergoß ich mich in heftige Vorwürfe, denen B. mit ironiſcher Beſonnenheit begegnete; er antwortete mir wie einem Kinde, mit dem man ſich in keinen Streit einlaſſen will, weil man ihm nicht den Verſtand zutraut, ihn durchzuführen, und der Sieg über daſſelbe am Ende doch nur ein lächerlicher wäre. Ich verſtand ſeine Meinung; denn trotz der Vernachläſſigung, die meinen Geiſt von wiſſenſchaftlicher Bildung fern gehalten hatte, beſaß er doch eine eigenthümliche Schärfe des Urtheils und des

Erkennens. Von nun an war an keine Aussöhnung, an kein freundliches Verständniß zwischen mir und B. mehr zu denken."

„Jede andere Kränkung, die er mir hätte zufügen können, hätte ich ihm zu vergeben gewußt; denn in meiner stolzen Brust schlug, mir selber unbewußt, ein edles Herz; aber vielleicht war es eben dieses, was mich hinderte, einem Manne zu vergeben, der unwürdig und klein von mir dachte. So zog ich es vor, gleiche Kälte, gleichen Hochmuth zu erkünsteln, und mein eifrigstes Bestreben ging dahin, es ja Niemanden ahnen zu lassen, daß ich litt; und doch litt ich schwer und viel und erlag fast in dem stündlichen Kampfe gegen die Demüthigungen, die ich abzuwehren hatte, bis der Tod diesen in unglückseliger Stunde geschlossenen Bund löste."

„Ich war damals zwanzig Jahre alt. Frisch und blühend, mit Glücksgütern reichlich ausgestattet, breitete sich das Leben vor mir aus, und dennoch konnte es mich nicht befriedigen, den Ueberdruß, den ich empfand, nicht beseitigen. An die Genüsse, die der Reichthum gewähren kann, war ich von Kindheit an zu sehr gewöhnt, um nicht abgestumpft dafür zu sein. So schwer es mir gefallen wäre, sie zu entbehren, so gleichgültig

waren ſie mir in ihrer täglichen Wiederkehr. Doch waren dieſe Zerſtreuungen das Einzige, was mein Leben ausfüllte; ich hielt mich an Sachen, weil ich mich mit den Menſchen nicht verſtändigen konnte. Das war mein Unglück, mit einem heißen Herzen und ſchwungkräftigen Geiſte in einer Zeit geboren worden zu ſein, deren charakteriſtiſcher Stempel in berechnender Kleinlichkeit der Geſinnung und ſchmähliger Erſtorbenheit alles Gefühlslebens beſtand. Auch ich hatte meine Fehler, und zwar große, ſchwere; aber ſie entſprangen aus einem Uebermaße von Kraft, während mir die der Andern einer unheilbaren, verächtlichen Schwäche zu entfließen ſchienen. Damit will ich jedoch keineswegs über alle meine Zeitgenoſſen den Stab brechen. Es gab unter ihnen gewiß noch viele größere, edlere Herzen, als das meine war; aber mein Stolz berückſichtigte ſie nicht, mein von finſtern, hochmüthigen Zweifeln befangenes Auge erkannte ſie nicht, und hätte ich ſie auch erkannt, ſo wäre mir's nur von geringem Troſt geweſen; denn vermuthlich hätte ich gefunden, daß ſie eben ſo unglücklich ſeien, wie ich ſelbſt. — Kaum war meine Trauerzeit, die ſich durch den mittlerweile erfolgten Tod meines Vaters verlängert hatte, verſtrichen, als ich mich von Freiern umgeben ſah.

Mein Wille war, mich nicht mehr zu vermählen; das Unglück meiner ersten Ehe war mir noch zu frisch im Gedächtniß. Ich wollte frei sein und bleiben; aber bald gewahrte ich, mit welchem Preise ich die Behauptung dieser, durch den Zwang der Gesellschaft doch immer sehr beschränkten, unvollständigen Freiheit würde bezahlen müssen. Die zufälligen Güter und Vorzüge, die mir zugefallen waren, der kühne Freimuth, mit dem ich meine Gesinnung auszusprechen und Schlechtes schlecht zu nennen wagte, hatten mir unter der Frauenwelt eben so viele Feindinnen geschaffen, als ich Bekannte zählte. Nun ward jeder meiner Schritte belauert, jedes meiner Worte verdreht und absichtlich mißdeutet, meine Kälte als schlaue Coquetterie dargestellt, mein Ruf, den sie nicht zu verschwärzen vermochten, wenigstens verdächtigt. Es ging so weit, daß scham- und sittenlose Weiber ihren Günstlingen den Auftrag gaben, zu erproben, ob ich nicht zu verführen sei, so weit, daß ich der Gegenstand empörender, entwürdigender Wetten ward; da riß mir die Geduld. Es hätte mir nicht an Muth gefehlt, einen ehrlichen offenen Kampf auf Leben und Tod mit einem geachteten Feinde zu bestehen; aber es verursachte mir Ekel, mich täglich mit diesem verächtlichen

Gezücht herumzuſchlagen. So beſtimmten mich Zorn, Empfindlichkeit, und vor allem das Bedürfniß männlichen Schutzes dazu, zur zweiten Ehe zu ſchreiten; aber in dieſer wollte ich Herrin ſein." —

„Meine Wahl fiel auf den Grafen A., einen jener Charaktere, zu deren Erforſchung eine halbe Stunde genügt und die man nach fünfzig Jahren mit Zuverſicht auf derſelben Stelle ſuchen kann, wo man ſie vor eben ſo langer Zeit verließ. Die Schlaffheit und Gewöhnlichkeit ihrer Natur verwehrt ihnen jeden höhern Aufſchwung, aber auch jedes Tieferſinken und zwingt ſie zur Conſequenz. Die Beſchränktheit ſeiner Geiſtesgaben, ſo wie die Indolenz ſeines Weſens verbürgten mir die Herrſchaft über ihn; dabei war er doch zu eingelebt in die Verhältniſſe der Salonwelt, um ſich jemals lächerlich zu machen, zu wohlerzogen, um eine Tollheit zu begehen, zu vorſichtig und nachbetend, um eine offenbare Albernheit zu ſagen. Uebrigens glaube ich nicht, daß er jährlich drei wirklich ihm angehörende Gedanken zu verzehren hatte. Mit einem Manne dieſer Art glaubte ich's wagen zu dürfen. Meine Verbindung mit A. ward allgemein gebilligt, da unſre äußere Stellung ſo ziemlich dieſelbe war. Um die Verſchiedenheit un-

seres Innern kümmerte sich Niemand, und auch ich litt nicht darunter, da mein hervorstechendster Charakterzug, der böse Geist der Herrschsucht, eben durch sie freien Spielraum erhielt. Doch würden Sie mir Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß ich A. mein Uebergewicht auf eine verletzende Weise habe empfinden lassen; mein eigener Stolz zwang mich, den meines Gatten zu schonen. Es wäre mir unerträglich gewesen, wenn man in dem Manne, dessen Namen ich trug, meine Marionette erblickt hätte, und nie hätte ich mich dazu verstanden, die lächerliche und widrige Rolle einer Domina zu spielen. Mir war's genug, meine Macht zu kennen und sie im Stillen zu A's. wie zu meinem eignen Vortheil auszuüben. Ueber meine Empfindungen für ihn hatte ich ihn keinen Augenblick getäuscht. Er wußte es, daß ich ihn nicht liebte, und hatte meine darauf bezügliche offene Erklärung mit ungleich mehr Verwunderung als Betrübniß aufgenommen. Bald suchte er sich auf einer andern Seite Trost für meine Kälte und trat in eine zärtliche Verbindung mit einer hübschen Sängerin. Indem ich von diesem Verhältniß nichts zu bemerken schien, zwang ich ihn, die Dehors zu beobachten, und unterwarf mir ihn doppelt. Ich selbst blieb tugendhaft, wenn

Sie anders Tugend nennen wollen, was mich kein Opfer und keinen Kampf koſtete; meine Sinne waren kalt, mein Herz leer und mein Sinn für die Ehre zu lebhaft, als daß mich die Beſorgniß, mit den Entwürdigten, an denen die damalige Geſellſchaft ſo reich war, in eine Reihe geſtellt zu werden, nicht mit Abſcheu hätte erfüllen ſollen.— Wenn Sie mich nun fragten, ob ich zu jener Zeit glücklich, ob unglücklich war, ſo wäre es mir ſchwer, eine Antwort darauf zu finden. Im Grund war ich weder das Eine noch das Andere. Ich verlebte ein dunkles, gehaltloſes Leben, das ſich mit ein paar Worten erſchöpfend ſchildern läßt: ich machte Toilette, trieb Muſik, ging in Geſellſchaften und auf Bälle und war froh, wenn ich müde und ſchlaftrunken nach Hauſe kam, weil mich dann der Schlummer von dem langweiligen Gedanken befreite, daß der morgige Tag dem eben entſchwundenen wieder auf ein Haar gleichen werde. Vergeudete, nutzlos verſplitterte Jahre! Ich mußte erſt erfahren, was ein Menſchenſchickſal zu bedeuten habe, bevor ich erkennen lernte, was Menſchenwürde erfordere."

„Und nun, Ludwig," fuhr die Gräfin mit ſeltſam bewegter Stimme fort, „nun ſuchen Sie die Furchen zu vergeſſen, die Zeit und Schmerz mei-

nen Zügen eingegraben haben; vergessen Sie des weißen Haares, das mich wie ein Vorläufer des Leichentuchs umwallt; versuchen Sie's, sich mein Bild so zu denken, wie es in jenem Rahmen strahlt: jung, schön, blendend." Sie hielt inne.

Nach einer kurzen Pause nahm sie wieder das Wort:

„Ich befand mich eines Abends im Theater; das Vorspiel, das ich schon öfters gesehen, hatte kein Interesse für mich, und so saß ich im Hintergrund meiner zunächst oder vielmehr auf der Bühne befindlichen Loge im Gespräch mit einem Bekannten begriffen. Wir führten dieses mit solchem Eifer, daß wir alles Andere vergaßen, bis uns endlich ein lautes „Pst! Pst!" zur Ruhe vermahnte. Wir schwiegen, und unmittelbar darauf durchzogen geisterhaft erschütternde, herzbethörende Töne den weiten Saal. Wie von einem Zauber berührt, faltete ich die Hände und lauschte, als wenn ein Gott zu mir gesprochen hätte. Ach, und es war ja auch eine Gottesstimme, die zu mir drang! Ich wagte keine Bewegung, keinen Laut; mir war's, als müsse der selige Traum im nächsten Augenblicke zu nichts zerrinnen, als müsse ich mein Ohr fortan für jeden irdischen Ton verschlossen halten, nachdem es die jubelnden Gesänge

der Engel, den seelenvernichtenden Wehruf der ewig Verlornen vernommen. Die Klänge verschlangen sich wundersam. Sie erzählten mir von allem Glück, das je auf Erden erblüht, von allen Freuden, die je in das ferne Jenseits verschwammen, von allem Schmerz, der Menschenbusen erschüttert, von allem Trost, den uns heilige Geister zuflüstern. Sie drohten, schmeichelten, segneten, überwältigten! O Gott, wo lebt der Dichter, der zu solcher Musik Worte zu schreiben wußte? — Ein wüthender Beifallssturm dröhnte durch das Haus; meiner selbst nicht mehr mächtig, drängte ich mich bis an die Brüstung der Loge. Mein Blick fiel auf die Bühne; vor mir stand ein junger Mann, das ernste Gesicht von dunklem Haar umflossen, Siegerstolz auf der bleichen Stirn, tiefglühende Leidenschaft im Blick, Schmerz und Genie im träumerischen Lächeln seines Mundes. Wie er sich nachlässig, ja stolz dankend gegen die Versammlung verneigte, richtete sich sein Auge zufällig auf mich; er sah mein erglühendes, von Thränen überströmtes Antlitz, und ernst fragend, zauberhaft beschwörend blieb sein Blick lange auf mir haften. Eine neue Schöpfung stieg vor meinen Blicken empor; alle Quellen meines Innern

ſprangen hoch gen Himmel; mein jetzt erſt zum Leben erwachtes Herz ſtürmte vor Entzückung."

„Die Stimme meiner Begleiterin weckte mich aus meiner Betäubung. ‚Um Gotteswillen, ziehen Sie ſich zurück!' flüſterte ſie mir zu. ‚Das ganze Haus ſieht ſchon auf Sie.'"

„Ich ließ mich von ihr fortführen. Als wir im Wagen ſaßen, bemühte ſie ſich ängſtlich um mich, weil ihr mein Zuſtand krankhaft ſchien. ‚Aber wie kann man ſich auch durch Muſik ſo erſchüttern laſſen?' redete ſie mir zu; ‚Sie machen ja den Künſtler zum Mörder.' — ‚Wer — wer iſt er?' fragte ich mit erſtickter Stimme. — ‚Emil D., ein junger Deutſcher, und erſt vor wenigen Tagen hier angekommen, um Concerte zu geben. Man nennt ihn den erſten Pianiſten unſrer Zeit. Wenn indeſſen ſein Spiel auf Alle ſo wirkte, wie auf Sie, ſo wäre es am Ende nothwendig, daß ihm die Ausübung ſeiner Kunſt von der Behörde unterſagt würde.' — Sie plauderte fort, ohne daß ich ihre Worte weiter beachtete. Kaum zu Hauſe angekommen, entließ ich mein Mädchen, und in neue, balſamgleiche Thränen ausbrechend, warf ich mich auf die Kniee. Ich liebte, ich war mir meiner Liebe bewußt und ſtolz darauf, ſtolz auf dieſe neu entdeckte Fähigkeit meiner Seele, auf die

Kraft, mit der mein plötzlich mündig gewordenes Herz seine Fesseln gesprengt, seine Nacht gelichtet hatte. Ich blickte zurück auf mein versunkenes Leben, und ein Schauer überflog mich, als ich mir seine Leerheit vergegenwärtigte. Mir war mein Frühling auf ödem Meere verstrichen; ich hatte nichts gesehen als das trügerische Element zu meinen Füßen, und über mir die fernen, unerreichbaren Sterne. Jetzt war ich gelandet, jetzt sah ich Blüthen und Blumen, von deren Dasein ich nie geträumt, athmete Düfte ein, die meinen Geist berauschten, vernahm Stimmen, in denen ein Nachhall himmlischer Freuden lag. O, mein Gott!" —

„Es gibt im Menschenleben unbegreifliche Uebergänge. So schwingt sich der Eine plötzlich und aus innerster Ueberzeugung von einem Glaubenssystem zum andern; so sinkt Jener versöhnt und weinend an die Brust, die er noch vor wenigen Augenblicken durchbohren wollte: — so sah ich mich aus einer grauen Wüste in den schönsten Garten Gottes versetzt. Ich befand mich in jenem unbeschreiblichen Zustande, in dem uns der Reichthum der Gegenwart so ganz erfüllt, daß uns kein Raum für den Gedanken an die Zukunft übrig bleibt." —

„Der beispiellose Enthusiasmus, den Emil bei seinem ersten Erscheinen erregt hatte, zwang ihn, diesem Concerte noch mehrere folgen zu lassen. Wie soll ich Ihnen die Empfindungen schildern, mit denen ich jedem dieser Abende entgegensah? Den ganzen Tag über verzehrte mich fieberhafte Ungeduld, stürmische Sehnsucht, kindisch ängstliche Unruhe, und wenn dann die hohe Stunde endlich erschien, wenn ich ihn sah, dessen Gestalt tausend Menschenherzen in Lust und Weh erzittern machte, wenn mich der Aetherstrom seiner Töne gleich einer heiligenden Taufe umfing, wenn sich dann sein Blick voll feierlichen, ernsten, glühenden Ausdrucks auf mich richtete und mir zu sagen schien: Du bist's, die mich versteht, Du bist's, die mit mir von demselben Quell der Begeisterung trinkt! — da preßte ich beide Hände an meine vor Entzücken aufjammernde Brust und neigte das Haupt und rief den Tod herbei, auf daß dieser Moment zur Ewigkeit werde."

„Ich hatte ihn nie gesprochen, aber ich wußte, daß er mich liebte, und das Geständniß seiner Neigung war geisterhaft wortlos gewesen, wie es sich für einen solchen Bund geziemte. Schon früher war Musik meine Hauptbeschäftigung gewesen; jetzt war sie zu meiner Vertrauten, zu meinem

Engel geworden. Im vollen Bewußtsein meiner Leidenschaft, im Ueberdrange der Empfindungen, die mich erfüllten, dichtete ich an einem einsamen Abend die Melodie zu einem Liede, dessen Worte den Zustand meines Innern, wenn auch nur schwach und farblos, aussprachen. Als ich diese Composition beendigt hatte, setzte ich mich ans Klavier und sang die einfache, aber aus tiefster Seele geflossene Weise zu wiederholten Malen. Wer hatte sie mir eingegeben? Woher war ihr diese Kraft und Wahrheit geworden? Wer verlieh meiner Stimme in dem Augenblicke, da ich sie sang, einen Klang, der mich selber schmerzlichst rührte? Ich wußte es nicht; aber das wußte ich, daß ich die Geschichte meines Lebens in diesen Tönen niedergelegt hatte. Und nun, Ludwig, denken Sie sich, wie mir ward, als ich in Emil's nächstem Concerte dasselbe Lied, das ich in der völligsten Einsamkeit componirt, gesungen und Niemanden mitgetheilt hatte, von ihm vorgetragen und wunderbar ergänzt hörte. Er mußte mich belauscht haben, mußte zu jener späten Nachtstunde unter meinem Fenster gewesen sein! Freudig lächelnd, süß betheuernd blickte er auf mich. Mein Auge erwiederte den ernsten Schwur; es gab fortan kein Geheimniß mehr zwischen uns. Er liebte mich! —

Kurze Zeit darauf ward mein Geburtstag gefeiert; A. that alles Mögliche, um ihn festlichst zu begehen. Er hatte die erlesenste Gesellschaft in meinen Salons versammelt; die Anstalten, die er getroffen hatte, überboten sich an Pracht und Geschmack. Als ich meinen Dank für seine sorgliche Aufmerksamkeit aussprach, versetzte er mit entschuldigendem Bedauern: ‚Die Hauptüberraschung ist mir doch fehlgeschlagen. Um Deiner Vorliebe für Musik genug zu thun, ersuchte ich den fremden Pianisten Emil D., sich heute Abend bei uns einzufinden und uns durch sein Spiel zu vergnügen. Er lehnte aber meine Einladung hartnäckig ab. Ich finde das nicht sehr artig.‘“

„Er lehnte die Einladung ab, die ihn in meine Nähe führen sollte. O, ich verstand ihn! Ja, er war groß und edel! Er sah ein, daß wir nur im Reich der Liebe gleich und ebenbürtig, daß jede andere Begegnung uns schmerzlich an die Schranken mahnen würde, die uns trennten; er fühlte, daß sich um unsre reine Flamme kein verdüsternder Rauch legen dürfe; er wollte mir das Weh ersparen, mit ihm sprechen zu müssen wie mit einem Fremden, Untergeordneten. Wie sehr wußte ich es ihm Dank, daß er mir diese demüthigende Qual erlassen!“ —

„Ich ſaß eines Morgens an meiner Toilette. Vor mir lagen verſchiedene Journale, die ich achtlos durchblätterte, bis ich auf den Namen ſtieß, deſſen Nennung jedesmal all mein Blut zum Herzen ſtrömen machte. Was las ich? Die Ankündigung von Emil's Abſchiedsconcert! Es ſollte an dem nämlichen Tage gegeben werden. Ein Schmerz, wie ich ihn nie geahnt, nie geträumt, überwältigte mich. So war denn Alles vorüber, ſo war ich wieder allein und ſollte wieder mein voriges Leben aufnehmen und die alten Laſten tragen, nachdem ich auf Geiſterarmen das Reich der Seligkeit durchſchwebt hatte! Von ſolchen Vorſtellungen bedrängt, verſank ich in finſteres, troſtloſes Brüten, aus dem mich erſt der Eintritt meines Mädchens aufſtörte, das mir einen Brief überbrachte. Mechaniſch erbrach ich ihn: er war von Emil."

Die Gräfin erhob ſich raſch und nahm aus ihrem Schreibtiſche ein Käſtchen, in welchem, wie ich wußte, ihre theuerſten Andenken lagen; ſie öffnete daſſelbe, und mir ein vergilbtes Blatt daraus hinreichend, ſagte ſie mit unſicherer Stimme: „Da, leſen Sie!"

Ich las Folgendes:

Morgen mit dem Frühеſten verlaſſe ich Petersburg auf immer. Dieſer Umſtand wird, ſo hoffe

ich, die Kühnheit des Schrittes, den ich zu thun im Begriffe bin, bei Ihnen entſchuldigen. Die Gefühle, die Sie mir einflößten, können Ihnen nicht verborgen geblieben ſein; aber Sie wiſſen auch zugleich, ob ich es jemals verſuchte, mich in Ihre Nähe zu drängen, ob ich für meine tiefſte Liebe, ich will nicht ſagen Erhörung — nein, nur Mittheilung verlangte. Ich that es nie; darum glaube ich nun ein Recht zu haben, Sie jetzt im Augenblick des Scheidens, bei Allem, was Ihnen heilig, um eine Unterredung anzuflehen. Ihr Ruf, die anerkannte Reinheit Ihres Wandels müſſen Ihnen Bürge ſein, daß in dieſer Bitte kein Sie entweihender Gedanke verborgen liegt; nur ein Wahnſinniger könnte hoffen, Unwürdiges von Ihnen zu erlangen. Ich wünſche und begehre nichts als ein Wort des Troſtes, der Milde von Ihren Lippen zu vernehmen; aber dieſes muß mir werden, wenn ich auf dieſem rauhen Lebenspfade fortſchreiten ſoll. Ich hoffe auf Sie!

Emil D.

Die Gräfin nahm ihre Erzählung wieder auf:

„Man ſagte mir, daß der Ueberbringer dieſes Briefes auf Antwort warte. Athemlos von innerer Bewegung ſetzte ich mich hin und ſchrieb an Emil. Ich ſagte ihm, daß ich mich ſeiner Ehre

anvertrauen wolle, wie man ſich der Hand Gottes übergibt; daß, wenn ihn meine Freundſchaft tröſten könne, er vollen, reichen Troſt nicht vermiſſen werde; daß — genug, es war ein Brief voll Gluth und Thränen. Schließlich gab ich ihm den Ort an, wo er ſich nach dem Concert einzufinden habe, wie auch das Loſungswort, an welchem ihn mein Mädchen erkennen und zu mir führen werde."

„Der Tag verging mir in peinlicher Spannung; Schmerz und Erwartung erſchütterten alle Fibern meines Herzens. Noch blieb mir eine ſchwere Aufgabe zu löſen übrig: Roſalien von dem, was ſie zu thun hatte, zu unterrichten, ohne ſie, was meinem Selbſtgefühl widerſtrebt hätte, zu meiner Vertrauten zu machen. Endlich kam ich auf den Gedanken, ihren Patriotismus ins Spiel zu ziehen. Sie war mit Leib und Seele Franzöſin, und ihr lebhafteſter Kummer war, daß die Verbindung mit ihrem Vaterlande wegen der eben damals dort wüthenden Revolution unterbrochen, oder wenigſtens muendlich erſchwert war. So ſagte ich ihr, indem ich ihr ſtrenge Verſchwiegenheit zur heiligſten Pflicht machte, daß ſo eben ein Fremder angekommen ſei, der mir wichtige Nachrichten aus Frankreich und von meinen dort lebenden Freunden zu überbringen habe. ‚Meine Stellung,‘

fuhr ich fort, ‚iſt der Art, daß ich ihn nicht öffentlich empfangen kann; Graf A. würde es mir nie vergeben, wenn er erführe, daß ich noch Verbindungen in einem Lande unterhalte, das ihm durch die letzten Vorgänge ein Gräuel geworden iſt. Ueberdieß muß auch die Anweſenheit des Fremden hier in Petersburg ein Geheimniß bleiben, da ſeine Entdeckung die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen könnte. Es bleibt mir demnach nichts Anderes übrig, als mich Deiner Treue und Verſchwiegenheit zu vertrauen; darf ich dieß?‘“

„Sie gelobte mir's mit einem heiligen Schwur, und aus ihren Augen leuchtete ſo viel Begeiſterung für ihr Land, ſo innige Ergebenheit für mich, daß ich nicht länger unſchlüſſig bleiben konnte.“

„‚So geh' heute Abends,‘ fuhr ich fort, ‚wenn ich aus dem Theater nach Hauſe werde gekommen ſein, vor das Hauptthor des Admiralitätsgebäudes; Du wirſt dort einen Mann finden, der Dich mit einem: Belle France! anſprechen wird. Antworte ihm hierauf: Chère et malheureuse patrie! und er wird Dir folgen.‘ Ich ſagte ihr ferner noch, daß ſie ihn zuerſt auf ihr Zimmer und ſodann, wenn Alles im Hauſe ruhig, durch ein Couloir, welches von der übrigen Dienerſchaft faſt

nie betreten wurde, in die Bibliothek führen solle, die nur durch mein Ankleidezimmer von meinem Cabinet getrennt war. Sie versprach mir die größte Vorsicht und Behutsamkeit, und mit etwas ruhigerem Herzen verließ ich das Haus."

„Fordern Sie nicht von mir, daß ich Ihnen die Wirkung beschreibe, die Emil's Anblick, sein Spiel, die Poesie, die ihn gleichsam sichtbar umschwebte, auf mich hervorbrachten. Ich hatte mich festlich geschmückt. Mir war, als müsse ich die Leichenfeier meines Glücks begehen; darum hatte ich Blumen und Perlen in meine Haare geflochten, darum prangten Juwelen an meiner Brust, darum umrauschte mich weiße Seide. Ich hatte schön sein wollen, und das Gemurmel der Menge, Emil's bewundernder, entzückter Blick sagten mir, daß ich es sei. Thörichte Schwäche des Weibes, das noch im Sarge zu gefallen wünscht! Ich eilte nach Hause. Rosalie begab sich an den bestimmten Ort. Mit namenloser Bewegung harrte ich ihrer Rückkehr. Ich weinte, betete, schrie zu Gott, daß er sich meiner erbarmen möge. Endlich vernahm ich Tritte, die Thür meines Cabinets ging auf, Emil stand vor mir." —

„Ludwig," fuhr die Gräfin tief erschüttert fort, „so viele Jahre sind seitdem verflossen, so viele

Schmerzen an mir vorübergegangen; aber ſie alle konnten die Erinnerung an jenen Augenblick nicht verlöſchen, wo ich, wie von Zaubergewalt übermeiſtert, vor Emil niederſank, ſeine Hände küßte, ihn meinen König, meinen Gebieter, meinen Gott nannte. Er beugte ſich über mich; ſein Haar berührte meine Stirn; ſein Athem vermiſchte ſich mit dem meinen; wilde, ſinnbethörende Flammen ſchlugen über uns zuſammen — noch einen Augenblick, und die Frau, die bisher als Muſter der Reinheit, der makelloſeſten Tugend galt, wäre zur Sünderin, zur Verbrecherin geworden und der niedrigſten ihres Geſchlechts gleichzuſtellen geweſen. Nicht meine Stärke, nicht mein Ehrgefühl, — eine Schickung, an der mein Wille keinen Theil hatte, rettete mich; aber Gott, um welchen Preis!"

„Ich vernahm ein heftiges Pochen an der Thür meines Ankleidezimmers; ſie war verſchloſſen."

„‚Elodie, öffne ſchnell!' rief es draußen. Es war A's. Stimme."

„Ich fühlte mich zu Stein erſtarren; inſtinctmäßig antwortete ich: ‚Es iſt zu ſpät!'"

„‚Ich muß Dich ſogleich ſprechen,' hieß die Antwort."

„Warum? Laß es bis morgen.'"

„Um Gotteswillen, Elodie, meine Mutter liegt im Sterben; ſie verlangt nach uns; wir müſſen augenblicklich hin. Verliere keine Minute.'"

„Vernichtet ſank ich auf den Stuhl zurück. Mein Cabinet hatte keinen andern Ausgang als eben die Thür, vor welcher A. ſtand. Emil zu verbergen, war unmöglich. Ich war verloren; mein Ruf, meine Ehre, meine Zukunft vernichtet; die letzten Stützen meines elenden Lebens brachen zuſammen; ich konnte fortan nichts mehr als A's. Sklavin ſein. Mit Blitzesſchnelle entrollte ſich das fürchterliche Bild vor meinen Augen; verzweifelnd verhüllte ich mein Geſicht. Da fühlte ich mich plötzlich von Emil feſt umſchlungen; er preßte einen Kuß auf meine marmorkalten Lippen; ‚Leb' wohl, auf ewig wohl!' flüſterte er mir zu und entſchwand durch die Glasthür, die auf den Balkon führte. Unmittelbar darauf hörte ich einen ſchweren Fall."

„‚Elodie, was iſt Dir? Werde ich denn die Thür ſprengen müſſen?' rief A. mit ungewohnter Heftigkeit."

„Mit der Kälte des Wahnſinns, bewußtlos wie ein Menſch, der zum Schaffot ſchreitet, ſtand ich auf und öffnete. A. ſchrak vor meinem Anblick

zuſammen. ‚Biſt Du krank!‘ fragte er; ‚was iſt Dir?‘“ —

„‚Mir iſt wohl,‘ verſetzte ich, und ſtützte mich auf einen Stuhl, um nicht zu ſinken.“

„‚So laß uns gehen.‘“

„Roſalie eilte herbei, um mir meinen Mantel zu bringen. Als ſie ihn mir um die Schultern legte, fragte ſie mich leiſe in ſichtbarer Seelenangſt: ‚Wo iſt der Fremde?‘

„‚Fort!‘ ſagte ich tonlos.“

„‚Gottlob!‘“

„A. führte oder trug mich vielmehr zum Wagen. Trotz des fürchterlichen Zuſtandes, in welchem ich mich befand, beſann ich mich, daß wir nicht vor dem Balken, von dem ſich Emil, wie ich nicht zweifeln konnte, herabgeſtürzt hatte, vorbeizufahren brauchten; ich ſchöpfte neue Hoffnung. Das Steckwerk war niedrig, es war möglich, daß er den Boden erreichte, ohne ſich bedeutend zu verletzen. Vielleicht war noch Rettung möglich; vielleicht hatte er es vermocht, ſich, wenn auch nur eine kleine Strecke, weiter zu helfen; vielleicht hatte er ſchon Hilfe, mitleidige Menſchen gefunden. In heißer Todesangſt flehte ich zu Gott, er möge mir dieſen Kelch an mir vorübergehen laſſen;

alles Uebrige, jeden andern Jammer, wollte ich freudig ertragen."

„Endlich hielt unſer Wagen vor dem Hotel meiner Schwiegermutter. Wir fanden ſie von Aerzten umgeben, deren Meinung dahin ging, daß der Schlagfluß, der ſie befallen hatte, wohl gefährlich und für die Folge bedenklich, aber nicht, wie man im erſten Augenblicke geglaubt, tödtlich ſei. Zwei Stunden verweilten wir an ihrem Lager, und es muß ein ſeltſamer Anblick geweſen ſein, wie ſie dalag, kalt, ſtarr, bleich, und ich neben ihr ſtand, kälter, ſtarrer, bleicher als ſie, mit dem blumenbekränzten Haupte, in welchem Gedanken der Verzweiflung wütheten, und allen Schmerz der Hölle in dem diamantenbedeckten Buſen."

„A. bemerkte meine ohnmachtgleiche Erſchöpfung und ließ mich nach Hauſe bringen. Ich eilte in mein Cabinet. Halb ſinnlos ſtürzte ich auf den Balken und beugte mich hinab. Emil war nicht mehr da. So war meine Hoffnung nicht zu Schanden geworden; er war gerettet. Meine gepreßte Bruſt machte ſich durch einen Freudenſchrei Luft; ich küßte das Eiſenwerk des Geländers; ich neigte mich tief und tiefer hinab. Gott! was war das? Große dunkle Flecken, die ſich von der Stelle, wohin er geſtürzt ſein mußte, bis an das Ufer der

Newa, die dicht unter meinen Fenſtern vorüberfloß, hinzogen! Nein, ich täuſchte mich nicht! Zu deutlich, zu ſchrecklich ſtach ihre dunkle Farbe von den blendendweißen Steinen ab, mit denen der Quai gepflaſtert war. Es war Blut! Emil's Blut!"

Die Gräfin hielt inne; die Stimme verſagte ihr den Dienſt. — Nach einer Weile ſagte ſie mit herzzerſchneidendem Ton: „Am andern Tage erfuhr ich, daß man die Leiche des fremden Künſtlers, Emil's Leiche, aus der Newa gezogen habe."

„Um Gott! ſo hat er als Selbſtmörder geendet?" fragte ich erſchüttert.

„Das hat er nicht," verſetzte die Gräfin mit gewaltſam errungener Faſſung. „Man fand ihn, ſeiner Uhr, ſeines Geldes, ja ſelbſt ſeiner Kleider beraubt; das Wahrſcheinlichſte iſt, daß die bedeutenden Kopfverletzungen, die er durch den Sturz vom Balcon erlitten hatte, ihm eine Ohnmacht zugezogen, daß irgend ein Böſewicht ihn im Vorübergehen in dieſem Zuſtande fand, ihn beraubte und den Körper des Bewußtloſen, den er vielleicht für todt hielt, in den Strom verſenkte. Gewiſſes konnte man nie darüber erfahren; jede Spur fehlte; ſelbſt die Blutflecken, die ich in jener furchtbaren Nacht entdeckte, waren bis zum

nächſten Morgen durch einen heftigen Regen vertilgt worden.“ —

„Nun begann eine ſchauervolle Zeit für mich, eine Zeit des Dunkels, der gräßlichſten Verlaſſenheit. Die Thränen verglühten in meinen Augen, die Klagen verſtummten erſchrocken vor dem verzweiflungsvollen Hohn, mit dem ich das Schickſal aufforderte, ein Weh zu erſinnen, das dem meinen gleich käme. Ich frevelte gegen Gott, den ich nicht mehr fürchtete, da er, wie ich mir in meiner wahnwitzigen Vermeſſenheit ſagte, nichts mehr rauben konnte. Ich war hart und erbarmungslos gegen die Menſchen; denn ihr Glück dünkte mich eine empörende, unverdiente Bevorzugung, und ihr größter Schmerz ſchien mir himmliſche Seligkeit, wenn ich ihn mit der Qual verglich, die meine Bruſt zerriß. Was half mir's, daß meine Ehre gerettet war? O, ich hätte mit Wolluſt den Pranger beſtiegen, wäre Emil's Leben damit zurückzukaufen geweſen! Tagelang ſaß ich in dem Zimmer, wo ich ihn das letzte Mal geſehen. Ich blickte auf den Strom, der ihn verſchlungen; mir war die ganze Welt nur noch eine Gruft, die ſeine Leiche barg. Vergebens drang man mir Hilfeleiſtungen jeder Art auf; vergebens umgab man mich mit Zerſtreuungen, die das, was man eine furcht-

bare Nervenzerrüttung nannte, heilen ſollten. Ich ließ die Andern ſchweigend gewähren, wohl wiſſend, daß alle ihre Beſtrebungen vergeblich ſeien. Aber ſelbſt die Mühe des Widerſpruchs widerte mich an; die Ueberredungskünſte, die man aufbot, um mich zu Dieſem oder Jenem zu bewegen, waren mir läſtig, und ſo that ich, was man von mir forderte, nur um meinem Schmerz ungeſtört nachhängen zu können. Als man mir endlich eine Reiſe als einziges Heilmittel dringend anempfahl, gab ich auch dazu meine Einwilligung, und es wurde beſchloſſen, daß ich einige Zeit in Italien zubringen ſolle. A. wollte mich begleiten; doch dießmal lehnte ich ſein Anerbieten mit Entſchiedenheit ab. Seine Nähe war mir noch peinlicher, als die der Andern; denn ich konnte es weder mir vergeben noch ihm vergeſſen, daß ich gegen ihn im Unrecht ſtand. Darum ließ ich ſeine Bitten und Vorſtellungen unberückſichtigt und verließ Petersburg nur in Begleitung eines Arztes und einiger bewährter Diener."

„Die Aufregung der Reiſe, die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher ich, unter dem Vorwande der Krankheit, den ſchmerzlichen Groll meiner Seele ausſprechen konnte, brachten eine ſeltſame Wirkung auf mich hervor: meine bis dahin wortloſe

Verzweiflung verwandelte ſich in höhnenden Uebermuth, in wildes Jagen nach Vergeſſenheit, in grauſamen Kampf gegen jede fromme, milde Ueberzeugung, die mir in Andern entgegentrat. Ueberall, wohin ich kam, ſprach man von der tollen Ruſſin, von ihren verrückten Launen, beißenden Sarkasmen, unweiblichen Waguiſſen. O, ich war elender als je, ſeit mein blutendes Herz ſo witzig geworden war! Die erhabenſten Denkmäler der Kunſt beſichtigte ich nur, um Chargen nach ihnen zu zeichnen. Die ernſteſten Syſteme dienten mir nur als Stoff zu frevelhaften Parodieen. Mit kaltem Spott durchdrang ich den Zuſammenhang der Begebenheiten, die man mir als höhere Fügungen darzuſtellen bemüht war, und wenn mir's dann durch tauſend Sophismen gelang, das blinde Walten bewußtloſer Naturkräfte an die Stelle einer höhern Weltordnung zu ſetzen, wenn meine Zuhörer vor der eiſigen Schärfe meiner Trugſchlüſſe verſtummten und ſich von mir abwandten, wie vor einem weiblichen Mephiſto, da rief ich mit dämoniſcher Freude: Allüberall nur Lug und Trug und Armuth und Elend!"

„Dieſer Zuſtand war zu widernatürlich und ſolch raſendes Beginnen meinem eigentlichen Weſen zu entgegengeſetzt, als daß ich lange darin

hätte verharren können. Vielleicht war dieſe ganze Gereiztheit nur ein Vorbote der Todeskrankheit, die mich in Neapel aufs Lager warf. Ich hatte mich mit meinem Reiſearzte, deſſen Nähe und devote Aufmerkſamkeiten mir längſt zuwider geweſen waren, ſchon in Venedig abgefunden und ihn daſelbſt zurückgelaſſen. Die Heilkünſtler, die man nun zu mir berief, erkannten in meinem Leiden ein durch vorhergegangene Nervenerſchütterungen noch gefährlicher gewordenes heftiges Entzündungsfieber, an deſſen bösartiger Entwicklung wohl auch das Klima Neapels zum Theil ſchuld ſein mochte. Ich ſchwebte lange zwiſchen Leben und Sterben. Das Bewußtſein war ſchon in den erſten Tagen meiner Krankheit von mir gewichen; man ſah ſtündlich meiner Auflöſung entgegen. Dennoch ſiegte die Kraft meiner Jugend und meines, wie ich glauben muß, ſtahlgeformten Körpers über die Schlange, die mich umſtrickt hielt; ich genas, und den Rath der Aerzte befolgend, die mir ſtatt des ſüdlichen, mir durchaus ſchädlichen Klimas, reine friſche Bergluft anempfahlen, begab ich mich in die Schweiz."

„Meine phyſiſche Erſchöpfung war unbeſchreiblich, und nichts natürlicher, als daß ich auch in meinem Seelenleben die Folgen derſelben ver-

ſpürte. Dieſelben Veränderungen, die ſich durch die Menge des mir entzogenen Blutes, die vielen ſchlafloſen Nächte und nagende Körperſchmerzen an meinem Aeußern ergeben hatten, hatte auch mein Geiſt erlitten. Mein Hohn, meine wilde Verzweiflung, mein Hadern mit Gott und der Menſchheit war mit meiner Kraft von mir gewichen. An ihre Stelle war eine troſt- und hoffnungsloſe Schwermuth getreten, die mich unabſehbar wie das Firmament umgab. Mein Herz glich einem Todten, dem durch die Volta'ſche Säule ein Scheinleben ertheilt wird."

„Ich hatte ein einſam gelegenes Haus in der Nähe des Bodenſees gemiethet. Dort begann ich nun ein Leben der tiefſten Abgeſchiedenheit, der völligſten Getrenntheit von aller Welt. Ich war zu vernichtet, zu zertreten, um noch einen beſtimmten Schmerz empfinden zu können; aber die Qual des Daſeins laſtete ſchwer auf mir, das dunkle, unermeßliche Weh der Lebensmüdigkeit, für die ich keinen Erſatz zu erwarten hatte. Wenn ich erwachte, ſo lag der Tag wie eine ſchauerliche Sahara vor mir, die ſich endlos zwiſchen mir und meinem Grabe ausbreitete, und wenn ich Abends auf mein Lager ſinſank, ſo umſchwirrte es mich wie mit dunkeln Flügeln, und in mir rief es:

Worauf willſt du noch warten? Iſt nicht Alles, was du Glück nanntest, längſt dahin? Warum zögerſt du, ihm zu folgen? Und immer näher trat mir der Gedanke, des Lebens lange Schmach ſchnell zu verkürzen; immer elender und begränzter erſchien mir die Erde; immer ſchöner und ſtrahlender lächelte mir der Tod entgegen. Mein Entſchluß war gefaßt: ich wollte ſterben gehen."

„Nahe an meinem Hauſe erhob ſich ein Berg in ſtiller heiliger Majeſtät. Er war früher das gewöhnliche Ziel meiner Spaziergänge geweſen, bis er mir durch öfteres zufälliges Zuſammentreffen mit einem Fremden verleidet worden war. Der Unbekannte, ein bereits bejahrter Mann, hatte mich mit Aufmerkſamkeit, ja wie es ſchien, mit Intereſſe beobachtet. Das war mir bei meiner finſtern Menſchenſcheu, bei meinem Bedürfniß nach Einſamkeit genug geweſen, um ihn ängſtlich zu vermeiden. Niemand ſollte um meine Trauer wiſſen; ich hätte es vor Gott verbergen mögen. Jetzt aber, da mein Scheidebrief an die Welt geſchrieben war, jetzt trat die geheimnißvolle, düſtre Lieblichkeit jener Stelle mit doppeltem Zauber vor meine Seele. Dort wollte ich ſterben; dort war die Natur ſchön genug, um ſelbſt der Verweſung Reize zu verleihen!"

„Der Tag zur Ausführung meines Entschlusses war festgesetzt. Ich brachte die vorhergehende Nacht damit zu, meine Papiere zu ordnen und mein Testament zu schreiben; Abschiedsbriefe hatte ich an Niemanden zu schreiben, da, wie ich mir mit Bitterkeit sagte, kein Herz auf Erden schlug, das dem meinen befreundet gewesen wäre, keines, auf das mein Scheiden eine andere Wirkung als die vorübergehenden des Schreckens oder Staunens hervorbringen würde. Nachdem ich jene Geschäfte beendet hatte, legte ich mich nieder, und zum ersten Male seit vielen Monaten genoß ich eines ruhigen, festen Schlafes. Als ich neugestärkt daraus erwachte, lächelte ich wie in seliger Erwartung und sagte mir: wenn schon die wenigen Stunden Ruhe so zu erquicken vermögen, wie süß, wie unahnbar süß muß der ewige Schlummer sein! — Ich trat den Todesgang an. Es war ein wundervoller Frühlingsmorgen voll balsamischer Lüfte, blumengleicher Schmetterlinge, spielender Insecten. In der stillen Begeisterung der Todesweih schritt ich den Berg hinan. Mir war so leicht, so heimlich freudig; es schien mir, als sei das lastende Band des Körpers schon jetzt von mir genommen. Oben angelangt, ließ ich meine Blicke über das Land hinstreifen, das in schwelgerische

Fülle reicher Schönheit vor mir da lag; aber kein Bedauern, kein Gedanke eines Rücktritts ins Leben kam in meine Seele, und in mir rief es: Ja, die Erde iſt ſchön, denn ſie hat offene Gräber!"

„So im unbeſchreiblichen Vollgenuß aller ſchaurigen Süße des Todes näherte ich mich der Felſenklippe, die weit ins Thal hineinragte; ich blickte hinab, und mich dünkte, als zöge mich die Erde mit Liebesgewalt hinunter an ihr ſteinern Herz. Ich kniete am äußern Rande des Vorſprunges nieder. Schon breitete ich die Arme zum Sturze aus; ſchon neigte ich mich über die Tiefe, als ich mich plötzlich von ſtarker Hand ergriffen und zurückgeriſſen fühlte. Ich blickte auf und begegnete dem ernſten Blicke des Fremden. Von Schmerz und Scham überwältigt ſank ich ohnmächtig zurück."

„Als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich in meinem Zimmer. Der fremde Greis ſaß an meinem Lager. Sein Anblick brachte mir ſchnell die Begebenheiten der letzten Stunden vor das Gedächtniß; entſetzt verhüllte ich mir das Geſicht."

„‚Arme, unglückliche Frau!' ſagte der Unbekannte in einem Tone, dem ich umſonſt den Eingang in mein Herz zu verſagen ſtrebte."

„Ich richtete mich empor. ‚Sie haben mich,‘ verſetzte ich, ‚in einem Augenblicke geſehen, der Ihnen Macht über mich verleiht. Wenn Sie edel ſind, ſo werden Sie dieſe nicht mißbrauchen. Verlaſſen Sie mich!‘“

„Sein Blick haftete wehmüthig auf mir. ‚Ich will Sie erſt ruhiger ſehen.‘“

„Ein bitteres Lächeln überflog meine Züge. ‚Dann hätten Sie mich gewähren laſſen ſollen,‘ war meine Antwort.“

„Er näherte ſich mir und ſprach mit Feſtigkeit: ‚Sie ſcheinen kein gewöhnliches Weib; auf Ihrer Stirn thront ein ſtolzer Geiſt; Muth und Entſchloſſenheit ſprechen aus Ihren Augen, und Sie wären fähig, ſich feig und furchtſam lieber hinter einem großen Stein zu verbergen, ſtatt den, wenn auch ſchweren, doch nothwendigen Kampf würdig zu beſtehen? O, laſſen Sie mich das nicht denken!‘“

„‚Ich habe gekämpft, gerungen in entſetzlichen Tagen, in grauenvollen Nächten; es war vergebens! Jetzt will ich Ruhe. Ihr Haar iſt grau; die Fluth der Jahre hat die Gewalt des Leidens in Ihnen erſtickt; genießen Sie denn Ihr friedliches Glück, aber vergeben Sie mir's, daß ich jung und elend bin.‘“

„‚Sie ſprechen von Leiden?‘ entgegnete der

Fremde tief bewegt. „Ich kenne die Ihrigen nicht; aber das weiß ich, daß ſie nicht größer, nicht herzzerſchneidender ſein können, als die Schmerzen, die mir beſchieden wurden. Sie ſchütteln ungläubig das Haupt? Ach, die Jugend iſt ſo geneigt, nur einen einzigen Schmerz, den der Liebe, anzuerkennen, und den eignen immer für den größten zu halten! Glauben Sie an fremdes Weh und das Ihrige wird Ihnen minder empörend ſcheinen. Auch ich habe Alles verloren, was dem Menſchen das Leben werth macht. Meine Gattin, um deren Beſitz ich jahrelang ſtandhaft gerungen, ſank früh ins Grab; von den engelgleichen Kindern, die ſie mir geboren hatte, war mir nur ein Sohn geblieben, als einzige zur Frucht gediehene Glücksblüthe. Er war mein Stolz, meine Seligkeit, die einzige heitere, blaue Stelle an meinem ganzen Horizont. Was die Gottheit ihren Lieblingen gewähren kann, ward ihm zu Theil. Schon umglänzte reicher Ruhm ſeine junge Stirn; eine Zukunft, wie ſie nur den Erwählten beſchieden iſt, breitete ſich lächelnd vor ihm aus, und jedes Vaterauge, das den edlen Künſtlerjüngling ſah, mußte mit Neid auf mich blicken. Ach, er ward mir entrückt; vor wenigen Monaten ertrank er in der Newa. O, mein Emil!“

„‚Emil?‘ ſchrie ich; ‚Sie heißen D.?‘“

„Er blickte mich befremdet an. ‚Dieß iſt mein Name.‘“

„‚Vater!‘ rief ich, mich mit wilder Gewalt ſchnell vom Lager aufraffend und den erſtaunten, beſtürzten Greis mit beiden Armen umſchlingend, ‚Du haſt ihn verloren und magſt noch leben? O, ſprich! was haben wir Beide noch auf Erden zu thun, da er todt iſt, der Dein Sohn war und meine einzige Liebe? Wiſſe: er hat mich geliebt, er iſt für mich geſtorben, und Du willſt mich hindern, ihm zu folgen? Thu's nicht! Komm lieber mit mir! Laß uns ihm nacheilen. Begeiſtert Dich ſein Bild denn nicht zum Tode? Ahnſt Du nicht, daß ſeine Liebe uns den dunkeln Weg erhellen wird? Zieht Dich der Sehnſuchtbrand ſeines Herzens nicht in ſein Grab? Dann mußt Du ihm weniger gelten als ich; denn nach mir verlangt er; er ruft mich, er fragt, warum ich ſo lange zögere, den dunklen Vorhang zu lüften und dem Tod ins ſchöne bleiche Antlitz zu ſchauen? Unſere Sonne iſt geſunken; die Bläſſe meiner Wangen, der Schnee Deines Haares ſind der Reif der kalten Nacht, die über uns hereingebrochen: o, laß uns ihr entfliehen und dem ſchönen, friſchen Morgen zueilen!‘“

„Und während ich so sprach, loderten lichte Flammen in meinem Innern empor; heiße Thränen stürzten aus meinen Augen; der letzte Rest von Stolz schwand aus meiner Seele; erschöpft, vergehend sank ich zurück. Doch bald verlieh mir eben meine Aufregung, die tiefe Erschütterung meines Wesens die Kraft, dem neuerworbenen Freunde das mitzutheilen, was er wissen mußte, um mich zu verstehen. Ich erzählte ihm von meiner Liebe zu seinem Sohne, von unserm geheimnißvollen Verständniß, von dem ernsten Bunde, der uns vereint hatte, von dem furchtbaren Verhängniß, das tödtend zwischen uns getreten war. Er hörte mich mit tiefer, doch stiller Bewegung an und schien über meinem Jammer die Größe seines eigenen Unglücks zu vergessen. Als ich mit meinem oft durch Schluchzen unterbrochenen Bericht zu Ende war, schwieg er einen Augenblick, dann faßte er meine Hände und sagte mit einer Stimme, in welcher Schmerz, Resignation und Erhebung erschütternd zusammenklangen: ‚Der Sohn meines Herzens ist dahin; so laß mich wenigstens denken, daß mir statt seiner eine Tochter ward. Sei Du mir das heilige, tröstende Vermächtniß seiner Liebe!‘“

„‚Nein,‘ versetzte ich eifrig, ‚nein, daran darfst Du nicht zählen! Hab' ich Dir denn nicht

geſagt, wie viel ich litt? Begreifſt Du nicht, daß mir längeres Leben unmöglich? Wenn Du wüßteſt, wie ich angekämpft habe gegen dieß ungeheure Weh, wie —“

„So ſag' es mir; was haſt Du gethan, um Deinen Schmerz zu beſiegen?“

„Ich habe geſchwiegen, die weichen Klagen zurückgedrängt, Nächte durchwacht, die mich ſchaudernd ahnen ließen, was die Hölle ſei. Ich habe mich in das Gewirr der Welt geſtürzt, geraſ't, gefrevelt, um mich zu betäuben; aber mein Blut drang durch alle dieſe Hüllen, und inmitten des lärmendſten Gedränges ſah ich nur wandelnde Leichen, vernahm nur die Geiſterſtimme, die mir zurief: Eile, daß Du fortkommſt!—fühlte nur den nimmermüden Wurm, der an den Wurzeln meines Seins nagte. Dann hab' ich mich in die Einſamkeit geflüchtet; aber mir war ſie nicht einſam, denn die Qual mit all' ihren Schreckensgeſtalten folgte mir auch hierher. Wenn ich ins üppig blühende Thal hinunterblickte, ſo winkte mir unten die Vernichtung; wenn ich mein Auge auf dem klaren Gewäſſer des Sees ruhen ließ, ſo ſtreckte aus ſeinen Wellen der Tod nach mir die Arme aus; ich fühl's, daß ich ihm verfallen bin. Was

ſoll ich noch thun, nachdem ich ſo lange und ſo vergeblich gekämpft?'"

„Das haſt Du nicht,' fiel er mir ernſt ins Wort; ‚Du haſt nichts gethan, als Dich in Deinem Schmerz berauſcht, und wunderſt Dich nun, daß Dich der Gifttrank nicht heilte. Wenn Dir's nicht gelang, im Streben für Dich ſelbſt Ruhe zu finden, warum ſuchteſt Du ſie nicht im Wirken für Andere? Ein großer Lehrer hat einſt ein erhabenes Wort geſprochen, deſſen Liebesduft Jahrtauſende durchdringt: Selig ſind die Trauernden! — Ja, ſie ſind ſelig, denn ihr himmliſches Geſchäft iſt, als Vermittler zwiſchen der Gottheit und dem Menſchenſchmerz auf Erden zu wandeln. Weh über Jeden, der ſich ſolch hoher Sendung entziehen will! Sprich! an wen ſollen ſich die gebrochenen Herzen wenden, wenn Jene, die allein ihre Sprache verſtehen, entfliehen wollen? Wer ſoll ſich der Leidenden annehmen, wenn Jene, die allein wiſſen, was Leiden heißt, den Tod herbeirufen, daß er ihr Ohr verſchließe und ihr Herz kalt und ſtarr mache? Lebe! verſuch es zu leben!'"

„‚Ich kann nicht!'"

„‚Das iſt das Wort der Schwachen und Feigen; meine Tochter darf es nicht ausſprechen. Lerne nur recht erkennen, was Du vermagſt, und

Du wirſt können, was Du willſt. Ich will billig ſein und nur wenig von Dir verlangen: ein Jahr, ein einziges Jahr hindurch überlaß Dich meiner Leitung. Fühlſt Du Dich nach dieſem Zeitraume nicht geſtärkt, zieht es Dich wie jetzt zur Gruft, dann will ich Dich an nichts hindern, und Deinen Tod als phyſiſche Nothwendigkeit betrachten, als ſchwächliches Erliegen eines Geſchöpfes, das kleiner war als ſein Schickſal. Mehr noch: ich will bei Dir ausharren in Deiner Sterbeſtunde, und meine eignen Hände ſollen die Augen meiner unglücklichen Tochter ſchließen.'"

„Mit der unwiderſtehlichen Beredtſamkeit des Herzens drang er in mich, bis ich dieſe Bedingung einging. Ein Jahr wollten wir zuſammen verleben, dann ſollte ich frei ſein, zwiſchen Leben und Tod zu wählen; aber bis dahin mußte ich ihm unverbrüchlichen Gehorſam, ſtrenge Befolgung aller ſeiner Vorſchriften angeloben. Ich war zum Kinde geworden; aber mit ſtiller Beruhigung fühlte ich, daß Vaterſorge über mir waltete. Mein Freund verfügte über die Eintheilung meiner Stunden; er ſchrieb mir meine Beſchäftigungen vor, ich möchte ſagen, er lenkte den Lauf meiner Gedanken. Meine Dürftigkeit an Kenntniſſen, mein Mangel an reellem Wiſſen konnte ihm nicht

lange verborgen bleiben; er regte mich zu geistiger Thätigkeit an, die mir anfangs freilich wegen ihrer Ungewohntheit so schwer fiel, daß nur mein feierliches Versprechen des Gehorsams mich bewegen konnte, darin zu verharren. Doch bald lichteten sich meine Begriffe. Was ich anfänglich beinahe gezwungen betrieben hatte, ward mir bald zur Gewohnheit, dann zur Freude, endlich zum Bedürfniß. Meine Fortschritte waren so bedeutend, daß die Versäumnisse meiner ersten Jugendzeit schnell vergütet waren. Sie werden dieß natürlich finden, wenn Sie bedenken, daß ich nun rationell und mit beständiger Nutzanwendung lernte, was man als Kind nur mechanisch und ohne fernere Ideenverbindung zu lernen pflegt. Bald erfuhr ich es auch an mir, wie unrichtig der Satz sei, daß sich der Verstand nur auf Kosten des Gemüths ausbilde. Davon kann höchstens bei Verbildung die Rede sein. Was mich betrifft, so glaube ich, daß die Entwickelung des Geistes mit jener der Herzensgabe immer gleichen Schritt halte. So lange ich in dumpfer Befangenheit gelebt hatte, hatte ich die Freude des Wohlthuns nie geahnt; ich war wohl freigebig gewesen, weil man mir von Kindheit an eingeprägt hatte, daß eine große Dame es sein müsse, und weil ich außerdem

reich genug war, um nebstbei alle meine Launen befriedigen zu können. So hatte ich denn monatlich eine bestimmte Summe acht- und gedankenlos verschenkt, ohne mir jemals Rechenschaft abzufordern, ob ich die Güter, die mir anvertraut waren, verschleuderte oder wohl anwandte. Jetzt erst lernte ich die reine Seligkeit vernünftigen Spendens wahrer Hilfleistung kennen. Fürwahr! wenn uns Gott für unsre Schmerzen keinen andern Trost gelassen hätte als jenen, die unsrer Brüder zu lindern, so wäre schon damit alle Lebensmühe reichlich vergolten."

„So kehrte die Ruhe nach und nach in das Gemüth zurück, das so lange der Wahlplatz der wildesten Kämpfe gewesen war; ich war nicht glücklich, aber still und gefaßt und versöhnt. Das bestimmte Jahr verstrich; als D. am letzten Tage desselben in mein Zimmer trat, sank ich an seine Brust und gestand ihm mit freudenvoller Wehmuth: ‚Vater! Du hast gesiegt.'"

„Er legte die Hand segnend auf mein Haupt: ‚O, wie soll ich der Gottheit danken,' rief er, ‚die dafür sorgt, daß ich nicht kinderlos sterbe!'"

„Kurze Zeit darauf verließen wir die Schweiz. Es war mein Wunsch, Deutschland, dessen geistigen Einflüssen ich das Größte und Meiste meiner

Bildung und innern Erſtarkung verdankte, kennen zu lernen. Durch die Verbindungen, in denen D. mit den ausgezeichnetſten Männern ſeines Vaterlandes ſtand, ward meinem Wunſche leicht und auf die erfreulichſte Weiſe Genüge geleiſtet. Ich habe ſchöne, unvergeßliche Tage in Ihrer Heimath verlebt, und die erhebenden, anſpornenden Eindrücke, die ich dort erfahren habe, ſind bis auf den heutigen Tag noch nicht erloſchen."

„Noch ſtand mir ein ſchwerer, empfindlicher Schlag bevor: der Tod entriß mir meinen edlen, väterlichen Freund. Es war keine Fiber in meinem Innern, die von dieſem Verluſt nicht ſchmerzlichſt erbebte; aber ich hätte den großen Gedanken ſeines Lebens nicht verſtehen müſſen, ich wäre des Tochternamens, mit dem er mich noch ſterbend ſegnete, nicht würdig geweſen, wenn ich mich jetzt noch der Wildheit leidenſchaftlichen Schmerzes überlaſſen hätte. Meine innerſte Seele weihte ihm die milde, ernſte Trauer, die ſeiner und meiner am würdigſten war."

„Nach einem längern Aufenthalte in Deutſchland erhielt ich Briefe von A., in welchen er den Wunſch ausſprach, mich bald in Petersburg zu empfangen. Ich fühlte mich jetzt ſtark genug, um von keiner Erinnerung zu gewaltſam erſchüttert,

und durch keine Veränderung meines äußern Lebens von dem einmal betretenen und für recht erkannten Weg abgelenkt zu werden. So trat ich meine Rückreise an. A. empfing mich mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit. Ich fühlte zu tief, wie sehr ich mich in frühern Zeiten durch Härte, Herrschsucht und Nichtbeachtung seiner Menschenwürde an ihm versündigt hatte, um nun nicht Alles aufzubieten, was mich mit mir selbst versöhnen konnte, und so ward unser gegenseitiges Verhältniß, wenn auch kein inniges, was es wegen der Verschiedenheit unsrer Charaktere nie sein noch werden konnte, doch wenigstens ein freundliches und für beide Theile befriedigendes."

„Die Geschichte der nun folgenden Jahre läßt sich in wenige Worte fassen. Ich schritt auf der mir von meinem todten Freunde vorgezeichneten Bahn muthig und kräftig fort, arbeitete streng und gewissenhaft an meiner innern Bildung, leistete Andern mehr, als ich von ihnen forderte, und erwarb mir so Achtung, Freundschaft und ehrenden Einfluß. Der Tod meines Gatten, der vor acht Jahren erfolgte, brachte in meinen Verhältnissen keine Aenderung hervor. Die Jahre haben keinen der mir freundlich gesinnten Menschen von mir entfernt, und selbst die heranwachsende Generation

ſucht gern und oft Rath und Beiſtand bei ihrer alten Freundin Elodie Nikolajevna."

„Sehen Sie, ſo ward mir nach einem gar ſtürmiſchen Morgen ein milder, ruhiger Tag, ein heiterer Abend. Wenn wir nur gerecht ſein wollten, ſo würden wir das Schickſal nie anklagen."

Sie ſchwieg; in ihren Zügen malte ſich die freudenvolle Wehmuth, die himmliſche Ergebung, die Francia's Heiligen einen ſo ſeelenergreifenden Ausdruck verleiht.

Ich blickte auf ſie, wie auf das Bild einer mater dolorosa. „Theure, unglückliche Freundin!" ſagte ich bewegt.

„Warum?" verſetzte ſie mit ernſtem Lächeln. „Gott hat mir ein großes, ſchönes Leiden geſchickt, in dem mein ſtolzes, hartes Herz brechen, oder ſich weit aufthun mußte für die ganze Welt. Hat er, indem er ſelbſt ſich meiner annahm und mich ſo ſtreng erzog, mich nicht bevorzugt vor Vielen? Selbſt mit Emil's Schickſal, ſo beklagenswerth es auch ſcheinen mag, bin ich jetzt verſöhnt; er ſtarb in aller Fülle ſeiner Jugend, ſeiner Schönheit, ſeines Ruhms. Was hätte er noch mehr erſtreben können? O, mit ihm verglichen, geh' ich als Bettlerin zur Gruft!"

„Doch nein, nein!“ fuhr sie heiter fort, „auch ich habe nicht zu klagen; ich habe errungen, wonach Tausende vergeblich streben. Und ist es nicht schön und rührend, daß mir noch jetzt in diesen späten Tagen aus dem fernen Deutschland ein theurer, theilnehmender Freund zukommen mußte, der mich versteht, und an mich glaubt? Ja, meine Ruhe ist süß und erquickend, das Leben ist mir freundlich und der Tod willkommen; denn mein Herz ist zwischen den Vorangegangenen und den Lebenden getheilt.“

Sie reichte mir feierlich die Hand; ich berührte sie mit der Ehrfurcht, die man einer Mutter oder einer Königin zollt. Wir schieden für diesen Abend.

Einige Zeit darauf nöthigte mich meine Berufspflicht zu einer Reise nach Kronstadt; gegen meine Erwartung sowohl, als gegen meinen Wunsch ward ich mehrere Tage daselbst aufgehalten. Endlich gelang es mir, mich loszumachen und nach Petersburg zurückzukehren. Voll Ungeduld, meine Freundin, deren täglicher Umgang mir zum wahren Bedürfniß geworden war, wiederzusehen, beschleunigte ich meine Rückkehr so viel, als möglich. Als ich aus dem Wagen sprang, bemerkte ich das

mit ſchwarzem Flor verhüllte Wappen über dem Portal, die geöffneten Fenſter und verſchloſſenen Thüren des Hotels. Von bangen Vermuthungen erfüllt, fragte ich nach der Gräfin — meine edle Freundin war nicht mehr. Ein Nervenſchlag hatte vor zwei Tagen ihrem Leben ſchnell und ſchmerzlos ein Ende gemacht.

Schuld und Sühnung.

Deep is their love, who love in sin and fear.
Byron

Der Tag war bereits im Sinken; die schneebedeckten Gipfel der Bergkette, von welcher Corsica durchschnitten wird, verschwammen im unsichern Dämmerlicht mit den Wolken, die darauf lagerten; kaum vermochte das Auge die weißen Segel, die das Meer durchfurchten, noch zu unterscheiden. Aus dem nahen Dorfe scholl das Ave-Maria-Läuten, wie ein frommes Nachtgebet herüber in den Wald, in dessen dunkelm Versteck ein junger Mann mit raschen Schritten ungeduldig auf und ab ging. Die heilige Ruhe der Natur, der Friedenshauch, mit dem sie Luft und Meer durchdrang, schien keine Macht über ihn zu haben; denn statt sich der Betrachtung jener lieblichen Scene hinzugeben, blickte er durch die Bäume spähend und unverwandt nach dem schmalen Fußpfad, der vom Dorf aus in's offne Feld und zu dem Wald führte. Oft entführen ihm einzelne Ausrufungen, von denen es

schwer gewesen wäre zu sagen, ob sie Klagen oder Verwünschungen seien; um so gewisser war aber zu entnehmen, daß er Jemanden erwarte, an dessen Kommen ihm Großes gelegen sein mußte. Wir wollen ihn indessen genauer betrachten.

Girolamo, so hieß der junge Mann, trug die einfache aber kleidsame Tracht, die von den Corsen der untern Stände allgemein getragen wird: Jacke und Beinkleider von braunem Tuch, eine hellfarbige Schärpe als Gürtel und die nationelle Fußbekleidung, deren Abstammung von den antiken Sandalen ganz unverkennbar ist. Eine blaue Resilla umfing sein reiches und nachtschwarzes Haar.

Seine Gestalt war fast unter der Mittelgröße und sehr schmächtig, doch ohne den entferntesten Anschein von Schwächlichkeit; es hatte vielmehr das Ansehen, als ob der ganze Mensch nur aus Muskel und Nerv bestände — so voll kräftiger Elasticität waren seine Bewegungen und sein Gang. Das von Luft und Sonne gebräunte Gesicht war nicht schön, aber merkwürdig und auffallend durch einen Ausdruck finstrer Entschlossenheit und gewaltiger Leidenschaft; die tiefliegenden Augen, die schmalen Lippen, das energisch hervortretende Kinn deuteten auf jene concentrirte Heftigkeit und

unbiegſame Starrheit des Charakters hin, die zu den größten Aufopferungen wie zu den furchtbarſten Thaten führen kann, die Märtyrer und Verbrecher macht. Ein Blick auf den jungen Corſen reichte hin, um zu der Gewißheit zu verhelfen, daß er an das friedliche Leben des Landmanns weder gewöhnt noch dafür geſchaffen ſei; an der ſtolzen Ungebundenheit ſeiner Erſcheinung erkannte man ihn vielmehr für einen freien Sohn der Berge, deſſen Zelt der blaue Himmel, deſſen Heimath der dunkle Wald, deſſen ganzer Reichthum ſeine gute Flinte.

Nach einer Weile warf ſich Girolamo, des Auf- und Abgehens überdrüſſig, auf den Boden, und den Arm auf einen Baumſtrunk, den Kopf auf den Arm geſtützt, fuhr er fort in die erwähnte Richtung hinauszuſtarren. „Sie wird auch heute nicht kommen,“ murmelte er endlich leiſe vor ſich hin, „auch heute nicht, und mir bleibt nichts als der elende Troſt: vielleicht morgen!“ Er erhob ſich zum Gehen. In dieſem Augenblick ward eine weibliche Geſtalt ſichtbar, die auf dem Fußpfad mit haſtigen, aber unſichern Schritten ſich dem Walde näherte. Girolamo's Adlerauge erkannte ſie trotz der bereits völlig hereingebrochenen Dämmerung; mit einem Sprung war er bei ihr, und

mit ungestümer Heftigkeit die Arme um sie schlingend, rief er mit unterdrückter Stimme: Margarita!

Der Mond war indessen heraufgezogen, und warf sein klares Licht auf die Gestalt des jungen Weibes. Ihr einfacher dunkler Anzug, der weiße Schleier, der madonnenhaft von ihrem Haupte niederwallte, bezeichnete sie als eine corsische Contadina, welche Sorte von unsern deutschen Bäuerinnen eben so verschieden ist wie der Granatapfel vom Holzapfel. Bei uns muß das Weib an schwerer Arbeit theilnehmen. Anstrengungen, die nur zu oft ihre Kräfte übersteigen, drücken ihrer Stirn ihre unvertilgbaren Spuren auf, verunstalten ihre Glieder und machen sie altern, bevor sie noch völlig erblühte. In Italien ist dieß anders. Dort übernimmt sich überhaupt Niemand im Arbeiten und ganz unerhört wäre es, daß eine Frau sich jenen Mühewaltungen unterzöge, womit man sie diesseits der Alpen so freigebig überhäuft. Dem Boden mag dadurch Manches entzogen werden, aber der Augenschein lehrt, daß der Menschenschlag nichts dabei verliert, denn stolz und freudig sind sie anzuschauen diese südlichen Gestalten mit der freien Haltung, dem edeln Gliederbau und der intelligenten Miene. Den unwiderleglichsten Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung lie-

ferte Margarita selbst. Der sauern Mühe, die Tage im Sonnenbrand auf offnem Feld zuzubringen, überhoben, hatte sie die volle Anmuth ihrer achtzehn Jahre bewahrt. Sie besaß zwar nicht die handfeste, rothwangige Schönheit des Nordens, aber ihre Haut, deren Färbung an die lichteste Nüance des Bernsteins erinnerte, war von ungemeiner Zartheit und Durchsichtigkeit; die Züge fein, doch griechisch scharf geschnitten, und wie dunkle Sonnen strahlten die großen, tiefen Augen. Was den Reiz dieses süßen Gesichtes noch erhöhte, war die Spur eines schweren Seelenleidens, das die raphaelisch klare Stirne wie ein dunkler Flor umschattete und leise um die brennend rothen, wehmüthig verzognen Lippen zuckte. So jung Margarita auch war, mochte sie der Schmerzen schon viele erlitten, vielleicht der Fehler schon viele begangen haben. Vermuthlich stand die Zahl der Thränen, die sie schon vergossen hatte, in keinem Verhältniß zu der Zahl ihrer Jahre.

Margarita war das Weib des reichen Pächters Genaro Baretti. Ihre Eltern, von Genaro's günstigen Vermögensumständen verblendet und seine Charakterfehler entweder übersehend oder sie nicht für wesentlich haltend, hatten sie als fünfzehnjähriges Mädchen an ihn verheirathet.

So war ſie die Gattin eines Mannes geworden, der, ſtatt ſie durch Güte und Sanftmuth den Unterſchied der Jahre und das Widerwärtige ſeiner Erſcheinung vergeſſen zu machen, es vielmehr darauf anzulegen ſchien, die Gleichgiltigkeit, mit der ſie, kindlich gedankenlos, ihre Hand in die ſeinige gelegt hatte, zur Abneigung zu ſteigern. Das Gefühl, alt und häßlich zu ſein, kann ſelbſt einen mildern Charakter erbittern; in Genaro's hartem und rohem Gemüth ward dieß Gefühl zur zornigen Feindſeligkeit gegen Alles, was jung und ſchön war, und auch Margarita mußte die Ungunſt, womit ihn die Natur behandelt hatte, entgelten. Gleichwohl liebte er ſie auf ſeine Weiſe; allein, ſelbſt in der Leidenſchaft, die ſie ihm einflößte, lag die erniedrigendſte Schmach, die einem Weibe widerfahren kann; denn ſie beſtand in nichts Andern als in brutaler Sinnlichkeit, die, nur nach Genuß verlangend, Herz und Seele unberückſichtigt läßt. Wilde Eiferſucht iſt die gewöhnliche Begleiterin einer ſolchen Neigung; ſie war es auch bei Genaro und ſelbſt als Margarita noch ſchuldlos war, hatte ſie von ſeinem Argwohn, ſeinem damals noch ungegründeten Verdacht, Schweres zu erdulden gehabt. Drei Jahre hindurch hatte ſie an Genaro's Seite ein Leben zugebracht, deſſen

Qualen nur von dem Weibe begriffen werden können, das ähnliche zu erdulden hatte. Sie wünschte zu ſterben; aber der Tod verlangt nur nach roſengeſchmückten Opfern, nach lebensfreudigen Herzen und verſchmäht die zertretnen, blutenden, die nach ihm dürſten. — Gennaro's Härte, ſein Jähzorn nahmen täglich zu, und mit ihnen Margarita's Elend, bis endlich in dem Schickſal des unglücklichen Weibes ein Waffenſtillſtand eintrat. Prozeßluſtig, wie die meiſten ſeiner Landsleute, fand ſich Gennaro bewogen, auf mehrere Wochen nach Ajaccio zu gehen, wo ein Rechtshandel, den er wegen einiger Grundſtücke mit ſeinen Nachbarn führte, entſchieden werden ſollte; Margarita blieb allein zurück. Gewiß beging Gennaro eine große Ungeſchicklichkeit, indem er ſie zurückließ. Einem Sclaven ſeine Ketten für Stunden abnehmen, dient nur dazu, beißern Freiheitsdurſt in ihm zu erwecken. So lange Baretti anweſend war, laſtete ſeine Nähe ſo ſchwer auf Margarita's Seele, daß kein Gedanke an Glück darin aufkommen konnte. Von ihm getrennt, von Frieden und Stille umgeben, überkam ſie die Ahnung, es könne noch Freude auf Erden geben. Ein verhängnißvoller Zufall führte eben um dieſe Zeit, wo Margarita durch die Abweſenheit ihres Mannes größrer

Freiheit genoß, Girolamo Compeggio nach Calendaro. Er war hingekommen, um einige Verwandte, die er in diesem Dorfe hatte, zu besuchen. Statt aber, nachdem dieser Zweck erfüllt war, in seine Heimath zurückzukehren, nahm er die Gastfreundschaft der Seinigen noch länger in Anspruch; denn er hatte Margarita kennen gelernt und eine unselige, schmerz- und schuldvolle Leidenschaft war zwischen Beiden entglommen. Mit verzweiflungsvoller, weltvergessender Innigkeit stürzte Margarita an das einzige Herz, das in Liebe und Mitleid für sie schlug. Was Gennaro betrifft, so wäre er lächelnd für sie gestorben. Er liebte sie um so zärtlicher und heißer, je unglücklicher er sie sah, und wie er ihr Einziges auf der Welt war, so ward auch sie zu seiner Welt, seiner Seligkeit, seiner Religion. Selbst die Gefahr, die im Falle der Entdeckung über Beider Haupt schwebte, verlieh ihrem trüben Bunde einen neuen, schauerlichen Reiz: Die leuchtende Gestalt der Liebe wird durch die dunkel drohende des Todes nur noch gehoben und siegreicher gemacht. Das schmerzenvolle Glück, das sie genossen, war jedoch nur von kurzer Dauer; Gennaro kehrte zurück und seine, obwohl längst vorhergesehene Ankunft traf sein schuldbewußtes Weib wie ein vernichtender Schlag.

Erſt jetzt, da ihr die möglichen Folgen ihres Fehltritts ſo fürchterlich nahe erſchienen, konnte ſie die ganze Größe deſſelben ermeſſen; früher hatte ſie dieß nicht vermocht. Von überwältigender Leidenſchaft verblendet und bethört, hatte ſie nicht an die Zukunft gedacht, und ihr Gewiſſen war vor dem Schrei ihres Herzens verſtummt. Jetzt erwachte es mit verdoppelter Gewalt. Das Bewußtſein ihrer Schuld goß Gift in ihr Glas und ſtreute Dornen auf ihr Lager; Tag und Nacht fand ſie keine Ruhe. Nur zu deutlich fühlte ſie, daß es aus dieſem Irrſal keinen, keinen Ausweg für ſie gebe; denn wenn ſie es auch vermocht hätte, ihrer verbrecheriſchen Liebe zu entſagen, ſo hatte ihr ja Girolamo bei dem Heil ſeiner Seele geſchworen, nie, ſelbſt auf ihr Geheiß nicht, von ihr zu laſſen.

Das frühere Leben begann aufs neue. Gennaro, durch den Verluſt ſeines Prozeſſes erbittert und aufgereizt, und einen zwar formloſen, unbeſtimmten, aber deſto unverſöhnlichern und dießmal nur zu begründeten Verdacht im Herzen tragend, behandelte ſein Weib mit grauſamer Härte und Rohheit. Er überwachte ſie ſtrenge; nur ſelten, und ſtets nur auf flüchtige Momente konnte ſie Girolamo ſehen, deſſen Leidenſchaft aus ſeinem

Haß gegen Gennaro neue Nahrung ſog. Finſtre Plane zuckten durch ſeine Seele. Er wies ſie anfangs mit Entſetzen zurück; aber ſie kamen immer wieder, bis ſie ihm vertraut wurden und er ihnen den Eingang in ſeine Bruſt nicht mehr ſtreitig machte. Der Anfang war, daß er mit jenen furchtbaren Gedanken wie mit jungen Tigerkatzen ſpielte; das Ende war, daß ſie ſeiner Herr wurden; daß er ihre ſcharfen Krallen ſein Herz zerfleiſchen fühlte, ohne ſich ihrer mehr erwehren zu können. Der urſprüngliche Wunſch: „O wäre Gennaro todt und Margarita mein!“ verwandelte ſich bald in den gräßlichen Entſchluß: „Gennaro muß ſterben und Margarita mein werden.“

Dieſer Entſchluß war es, den Girolamo an dem Abend, wo Beide im Wald bei Calendaro zuſammentrafen, dem ſchaudernden Weibe mittheilte. Vergebens beſchwor ſie ihn unter Thränen der Verzweiflung, davon abzuſtehen; der junge Corſe blieb unbewegt, und erwiederte kalt und finſter:

„Ich habe Dir meinen Plan nur darum mitgetheilt, um Dir die Wahl zwiſchen Gennaro und mir zu laſſen. Einer von uns muß ſterben. Gilt Dir ſein Leben mehr als das meinige; wirfſt Du Dich vor ihn, um ihn zu beſchützen, ſo bleibt mir nichts übrig, als die Waffe, die uns von ihm

befreien ſollte, gegen mich ſelbſt zu kehren. Es muß zu einem Ende kommen; ein Opfer muß fallen. Wähle zwiſchen uns.

Jedes Wortes unfähig, rang Margarita angſtvoll die Hände; als einzige Entgegnung drang ein leiſes Stöhnen aus ihrer Bruſt.

Selbſt das kälteſte Gemüth iſt nicht ſo egoiſtiſch, wie ein heißes, wildes, es im Moment der Leidenſchaft zu ſein vermag: Girolamo, der für ſeine Geliebte gern und freudig tauſendfachen Tod erduldet hätte, blieb ungerührt von ihren Thränen, ohne Mitleid für ihren Jammer. Vielleicht ging ſeine wahnſinnige Verblendung ſo weit, in ihrem Schmerz einen von jenen zu erblicken, die nothwendiger Weiſe durchgerungen werden müſſen, wenn man zum Glück gelangen will.

„Wir müſſen uns für heute trennen," ſagte er endlich kurz abbrechend; „man könnte Dich zu Hauſe vermiſſen. Quäle Dich nicht nutzlos ab, ſondern erwäge Alles und entſcheide dann, wer leben, wer ſterben ſoll. Ich gebe Dir einen Tag Bedenkzeit. Morgen erwarte ich Dich hier an dieſem Ort, um Deinen Entſchluß zu vernehmen. Doch bedenk' es wohl: Gennaro oder ich! hier gibt es keinen Mittelweg. Jetzt leb wohl!" Er wandte ſeine Schritte in den dunkeln Wald.

Margarita blieb noch einige Minuten ſtarr und regungslos an den Baumſtamm gelehnt; Grauen und herzzerreißendes Entſetzen überwältigten ſie. „Gott! Gott! in welchen Abgrund haſt Du mich ſinken laſſen!“ ſeufzte ſie vergehend; dann raffte ſie ſich empor und trat mit ſchwankenden Schritten, betäubt und wie zum Richtplatz gehend, den Heimweg an. — —

Was ſie auch ergreifen mochte, ihr Elend war unwiderruflich entſchieden. Sie hatte die Wahl, entweder Theilnehmerin an gräßlicher Blutſchuld, oder die Urſache von Girolamo's Tod zu werden; denn daß dieſer ſeinen Schwur: Gennaro oder ich! halten werde, deſſen war ſie ſo ſicher, wie der Qual, die ihre Bruſt zerriß. Oft wähnte ſie einen Entſchluß gefaßt zu haben, aber unmittelbar darauf ſchauderte ſie vor demſelben wieder zurück, und fühlte ſich rathlos, verzweifelnd, gottverlaſſen, wie zuvor. Wenn des Menſchen Wille zu keiner Entſcheidung zu gelangen vermag, gibt gewöhnlich ein Zufall den Ausſchlag. So auch hier. In ihrer fürchterlichen Verſtörung, die nur einen Gedanken in ihr aufdämmern ließ, hatte ſich Margarita ein Verſehen in der Wirthſchaft zu Schulden kommen laſſen, das Gennaro's raſch auflodernden Jähzorn erweckte. Rohe Menſchen

pflegen bei jedem Zank, den sie anspinnen, alle früher, fast vergessnen Streitigkeiten wieder aufzufrischen, und sich dadurch immer mehr und mehr zu erhitzen. Auch Gennaro hatte diese hassenswerthe Gewohnheit. Bei Gelegenheit dieses an sich ganz unbedeutenden Zwistes stachelte er sich durch zahllose Recriminationen zu solcher Wuth auf, daß er seiner nicht mehr Herr und von Margarita's betäubtem Schweigen noch mehr gereizt, das zitternde Weib in's Gesicht schlug. Das Blut der Corsin wallte siedend auf, der ganze Rachedurst ihres Volkes erwachte in ihr; — ihre Wahl war getroffen. Gennaro zu tödten schien ihr in diesem Moment eben so wenig ein Verbrechen als es für Sünde gelten kann, ein gefährliches wildes Thier zu erlegen. Sie warf ihm einen dolchähnlichen Blick zu, ein Lächeln furchtbarer Drohung voll umzuckte ihre wutherblaßten Lippen und schweigend verließ sie die Stube.

Fast unmittelbar darauf ward Gennaro von einem seiner Knechte abgerufen. Kaum hatte er das Haus verlassen, als Margarita, seine Abwesenheit benützend, sich tiefer in ihren Schleier hüllte, und nach dem Wald eilte, wo Girolamo ihrer bereits harrte. Seine erste Frage war: „Hast Du entschieden?“

Ein unbeſchreibliches Grauen durcheiſte ſie nun, da ſie das Wort auszuſprechen im Begriffe war, von dem ein Menſchenleben zertrümmert zuſammenſtürzen ſollte; aber das Andenken der eben erlittnen Mißhandlung ſchlug wie eine wilde Flamme in ihrem Herzen empor; jeder andre Gedanke wich von ihr, und ſie entgegnete: „Thue, wie Du gewollt.“

„Dann iſt Gennaro morgen eine Leiche.

„Sei's!“ verſetzte ſie finſter mit kaum vernehmbarer Stimme, während ſie wie blödſinnig mit dem Saum ihres Schleiers ſpielte, und ſich Girolamo's Umarmung mit convulſiviſcher Heftigkeit entzog. Beſinnung und Bewußtſein ſchienen ihr erſt dann wieder zurückzukehren, als Girolamo ihr erklärte, auf welche Weiſe er dieß Verbrechen zu vollbringen gedenke.

„Euer Schlafzimmer,“ ſagte er, befindet ſich im Erdgeſchoß. Bei dem erſten Grauen des morgigen Tages werde ich an das Fenſter pochen. Gennaro, über ſo frühen Beſuch verwundert, wird das Bett verlaſſen, um nachzuſehen, wer ihn in ſeiner Ruhe ſtört. Meine Kugel ſoll ihm Antwort darauf geben.“

„Und wenn Du entdeckt würdeſt?“ fragte ſie ſchaudernd.

„Unmöglich. Der Gasthof ist außerhalb des Dorfes, dicht am Rand des Waldes gelegen, in welchem ich mich nach vollbrachter That jedem Blick entziehen kann, um erst einige Stunden später nach Calendaro zurückzukehren. Bedenke überdieß, das dieß Alles beim ersten Morgengrauen, wo das ganze Dorf noch im tiefen Schlafe liegt, geschehen soll, und Deine Furcht vor Entdeckung wird verschwinden."

Noch theilte ihr Girolamo mit fürchterlicher Kaltblütigkeit einige nähere Bestimmungen mit, worauf die beiden Schuldigen von einander schieden. — —

Die Schlafstunde war gekommen. Gennaro, vielleicht seine Heftigkeit bereuend, oder zufällig sanfter gestimmt, sagte seinem Weib freundlicher, als gewöhnlich, gute Nacht, löschte die Lampe aus und ging zu Bette. Stumm und verstört hatte Margarita jede seiner Bewegungen verfolgt, jedem seiner Worte gelauscht. Sie dachte, daß dieser Mensch, der jetzt noch in voller Lebenskraft aufgerichtet stand, in wenigen Stunden vor ihr liegen solle, blicklos, lautlos, eine kalte, starre, blutige Leiche, durch ihre Schuld getödtet. Der Gedanke: es ist zum letzten Mal! verleiht selbst den gewöhnlichsten Dingen eine geheimnißvolle

Weihe; um wie viel ſchaurig feierlicher ſind nun vollends die letzten Worte eines Menſchen! Bei Gennaro's Gutenachtgruß fühlte Margarita das Blut in ihren Adern ſtocken. Verzweiflungsvolle Angſt überfiel ſie und eine furchtbare Stimme donnerte durch ihr Innerſtes: „Es iſt das letzte Wort, das Du auf Erden von ihm vernimmſt, der als ein Opfer Deiner verbrecheriſchen Leidenſchaft fallen ſoll!“ Vergebens ſuchte ſie ſich auf jede Beleidigung zu erinnern, die ſie je von Gennaro erlitten hatte; in der Nähe der gräßlichen Kataſtrophe, die ihm bevorſtand, ſchien ihr jedes Unrecht, das er an ihr verübt hatte, gering und verzeihlich, und ihr eignes Thun entſühnte ihn. Sie ſuchte den frühern Zorn, den heißen Rachedurſt in ihrer Bruſt wach zu rufen— umſonſt! an ſeiner Statt antwortete ihr nur ein banger Jammerſchrei. Mit jeder Minute wuchs ihre namenloſe Bedrängniß. Wohin ſie blickte, ſchien ihr ein dunkler Blutſtrom entgegenzuquellen. Gennaro's ruhige Athemzüge ſchienen ihr das Röcheln eines Sterbenden. Ein Strahl von Oben fiel in ihre verfinſterte Seele: „Er ſoll nicht ſterben! nein, er ſoll es nicht!“ rief es in ihr. Sie wollte ihn wecken, ihm Alles geſtehen, mit Gefahr ihres eignen Lebens, die Gefahr, die ihn bedrohte, von

seinem Haupte abwenden, ihn vom Tode, sich von ewiger Verdammniß retten — da gedachte sie Girolamo's, und stürzte noch tiefer in diesen Abgrund von Qual hinab. Durfte sie das Geschick des Menschen, der sein Heil wie sein Verderben in ihre Hand gelegt hatte, der Willkür Gennaro's preisgeben? War der Verrath an dem Geliebten verzeihlicher als der am Gatten? Und wenn Girolamo ihretwegen sterben sollte, hatte sie nicht eben so gut wie durch Gennaro's Ermordung Blutschuld auf ihre Seele geladen? —

Der Sturm, der in ihr wüthete, machte ihr die physische Ruhe unerträglich. Sie verließ ihr Lager, warf ein Tuch um sich und trat an's Fenster. Es war eine zauberhaft schöne Nacht, so still, so heilig, als ob es keinen Jammer und keine Sünde auf Erden gäbe. Klar und heiter strahlten die Sterne hernieder, wie fromme Kinderaugen, die nichts von Leid und Schuld wissen. Der Geist des Herrn schien über die Schöpfung zu schweben und von namenlosen Empfindungen überwältigt, sank Margarita auf ihre Kniee. Sie betete nicht mit Worten, aber alle ihre Gedanken schrieen zu Gott, er möge ihr Rettung senden in dieser höchsten Noth. Das Gebet eines gegen die Sünde ankämpfenden und im Kampf brechenden Herzens

dringt durch die Wolken. Immer inbrünſtiger ward ihr Flehen; ſie fand Worte und Thränen, und die gefalteten Hände auf die ſchmerzenreiche Bruſt gepreßt, betete ſie: Herr! wenn ein Opfer fallen muß, ſo laß mich dieß Opfer ſein! —

Kaum war dieß Wort über ihre Lippen gefloſſen, als ſie, wie von einem elektriſchen Schlag durchzuckt, zuſammenfuhr und, als dringe plötzliche, blendende Klarheit in ihre Augen, die Hände vor's Geſicht ſchlug. Eiſiges Grauen rieſelte durch ihre Glieder; aber ihre Züge nahmen einen wunderbaren Ausdruck von märtyrfreudiger Erhebung an, und todesfreher Dank lag in dem Blick, den ſie gen Himmel ſandte. Faſt ohne zu wiſſen *wie*, hatte ſie im Gebet den Preis gefunden, um den ſie ſich und die Andern loskaufen konnte. Sie ſann einige Minuten ſchwer und anhaltend nach, dann ſenkte ſie das Haupt auf die Bruſt, und ſagte leiſe vor ſich hin: So geſchehe es!

Und mit noch heißrer Inbrunſt wandte ſich ihre Seele zu Gott; doch flehte ſie jetzt nicht mehr um Erleuchtung, ſondern um Kraft und Vergebung. Erdfremde Ruhe kam über ſie; ſie löſte das Crucifix von der Wand, woran es hing, küßte es, und begann dem Bildniß des Gekreuzigten die Beichte ihrer Sünden abzulegen. Beim klaren

Mondlicht, das in die Stube fiel, kam es ihr vor, als blicke das Gottesbild voll himmliſchen, verzeihenden Erbarmens auf ſie herab; ſie fühlte ſich von höherer Weihe durchflammt und die Erinnerung an die Nacht im Garten zu Gethſemane brach wie ein heilig mildes Licht durch die Schrecknisse dieſer Nacht.

Die Stunden ſchwanden eine nach der andern hin; ſchon verkündete ein weißer Streif im Oſten den Anbruch des Tages. Margarita betete noch immer fort, aber ihre ungleich werdenden Athemzüge, ihre krampfhaft zuſammengepreßten Hände, der kalte Schweiß, der auf ihre Stirne trat, verriethen, daß ſie das Nahen eines entſetzlichen Verhängniſſes ahne. Einmal geſchah es, daß ſie, von unausſprechlichem Grauen überwältigt, aufflehte: „O Gott! wenn es ſein kann, ſo rette mich von blutigem Tod!“ Es war das letzte Aufflammen der Sterblichkeit in ihr; mit heldenmüthiger Willenskraft überwand ſie ihre Schwäche, ihr Zagen ſchwand und ihr himmelwärts gerichteter Blick ſprach: „Herr! ich bin bereit.“

Die Dämmerung war indeſſen ſo weit angebrochen, daß man die Gegenſtände dunkel zu unterſcheiden vermochte. Margarita hörte draußen Schritte; ſie raffte ſich ſchnell vom Boden auf

wo ſie bis jetzt gekniet hatte. Die Stunde war gekommen; Girolamo pochte an's Fenſter.

Gennaro erwachte davon, und war im Begriff aus dem Bette zu ſpringen, um den Ruheſtörer zu entdecken, als Margarita ihm halblaut zurief: „Bleib liegen! Ich bin ohnehin ſchon auf und will nachſehen, was es gibt.“

Sie ſchlug das Kreuz über ſich, empfahl ihre Seele dem Gott der Erbarmung und öffnete dann mit raſchem Entſchluß das Fenſter.

In demſelben Augenblick fiel ein Schuß. Margarita taumelte einige Schritte zurück, und ſtürzte entſeelt zu Boden. Die Kugel hatte ihr den Kopf zerſchmettert.

Girolamo, der, nachdem er ans Fenſter angepocht, mehrere Schritte zurückgetreten war, um beſſer zu zielen, hatte beim ungewiſſen Schein der Dämmerung nur eine weiße Geſtalt bemerkt, ohne ſie genauer unterſcheiden zu können. In der beſtimmten Vorausſetzung, dieſe Geſtalt könne Niemand als Gennaro ſein, hatte er Feuer gegeben, und ſo ſtatt ſeines Feindes die Geliebte getödtet.

Erſt als er nach einigen Stunden in's Dorf zurückkehrte, vernahm er die furchtbare Wahrheit.

Er allein vermochte den Vorgang, der für die Andern, Gennaro nicht ausgenommen, in grauen-

haft geheimnißvollem Dunkel ſchwebte, zu durchſchauen. Auf die beſtürzte Frage der Dorfbewohner: wer ſo verrucht geweſen ſein möge, ein junges Weib, das Niemanden Böſes zugefügt, zu ermorden? verſetzte er finſter: „Ich war's.“

Der dichte Kreis, in dem er ſtand, theilte ſich vor ihm wie vor einem Gottverfluchten. Es wäre ihm leicht möglich geweſen, zu entfliehen; er verſchmähte es, und überlieferte ſich ſelbſt den Gerichten.

Sein Prozeß wurde unter einem gewaltigen Zudrang des Volkes in Ajaccio vor den Aſſiſen verhandelt; die Strenge des Geſetzes ließ einen blutigen Ausgang als unvermeidlich erſcheinen. War es die beredte Vertheidigung von Girolamo's Advocaten, war es der Anblick ſeines finſtern, ſtummen, aber ungeheuern Schmerzes, was die Richter zu mildrem Spruch bewegte, genug: gegen alle Erwartung ward das Todesurtheil, das man als gewiß angenommen hatte, in lebenslängliche Galeerenſtrafe verwandelt. Es war dieß mehr, als ſelbſt Girolamo's Sachwalter zu hoffen gewagt hatte. Nachdem das Urtheil verleſen worden war, näherte er ſich ſeinem Clienten, um ihm, wenn möglich, das harte Loos, das ihm bevorſtand, durch die Vorſtellung erträglicher zu machen,

daß es noch ſchlimmer hätte kommen können, daß er wenigſtens dem Schaffot entronnen ſei. „Euer Leben iſt gerettet!“ ſagte er ihm begütigend. Girolamo, der bisher ſtumm, faſt theilnahmlos da geſtanden war, erhob ſein geſenktes Haupt, warf dem Tröſter einen durchdringenden Blick zu, in dem Schmerz und Lebensverachtung in eine Flamme zuſammenſchlugen, und verſetzte: „Mein Leben? Ich hatte auf ein Todesurtheil gehofft!“

(Ende des zweiten Bandes.)

Berichtigungen.

Zweiter Theil.

Seite.	Zeile.	
5	14	ſtatt Deligence: Diligence
73	17	„ Sontita: Sortita
91	6	„ nur: mir
92	2	„ Hilfe: Hälfte
225	1	„ Gaſthof: Pachthof

LG
P2116w

Paoli, Betty
Die Welt und mein Auge. Vol.2.

27735

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED